

►► [Zum Grundeintrag der Zeitschrift](#)

►► [Zur Startseite](#)

## „Wenn Katholiken hier das Wort ergreifen ...“

Wort und Wahrheit (1946–1973)

HOLGER ENGLERTH

ERSTES JAHR. HEFT EINS.

Trakl, Augustinus und Stifter – mit diesen drei Namen empfing die Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ im ersten Heft jene Leser, die ihr im günstigsten Falle bis zum Jahr 1973 die Treue hielten. Trakls prophetisches Gedicht „Menschheit“ (1912) war mit dem Zweiten Weltkrieg gerade zum zweiten Mal schreckliche Realität geworden:

Menschheit vor Feuerschlünden aufgestellt,  
Ein Trommelwirbel, dunkler Krieger Stirnen,  
Schritte durch Blutnebel; schwarzes Eisen schellt;  
Verzweiflung, Nacht in traurigen Gehirnen [...].<sup>1</sup>

Zu sehr müssen die gemachten Erfahrungen im ersten vollen Nachkriegsjahr noch gegenwärtig gewesen sein, zuwenig konnte man sich noch in einem neuen Alltag einrichten. Die Herausgeber riefen daher in Augustinus' glühender Liebeserklärung an Gottes Wahrheit eine Utopie an, der ihre Sehnsucht zwar gelten mochte, die ihnen aber selbst der Korrektur durch das „Sanfte Gesetz“ von Adalbert Stifter bedürftig schien, dessen Vorrede zu den „Bunten Steinen“ den dritten programmatischen Text zu Beginn der neuen Zeitschrift stellte. Damit nahm die Literatur zu Beginn der Zeitschrift einen hohen Stellenwert ein, den sie aber nicht in allen Erscheinungsphasen halten konnte. Im ersten Heft setzte sich die Reihe der Texte mit Gedichten von Werner Bergengruen und Paula von Preradović fort. Die beiden Gedichte von Bergengruen passten zur eschatologischen Weltansicht der damaligen Herausgeber, Otto Mauer und Karl Strobl, vor allem „Apokalyptische Schwüle“. Das Gedicht „Wer will die Reinen von den Schuldigen scheiden?“, das weiter fragt „Und welcher Reine hat sich nicht befleckt?“, verlieh dem Zweifel an der Möglichkeit von Wahrheitserkenntnis Ausdruck.<sup>2</sup> Allerdings ist es nicht ganz unproblematisch, gerade in einer Zeit, in der mittels

---

<sup>1</sup> Georg Trakl: Menschheit. Wort und Wahrheit (Im Folgenden WuW) 1 (1946), S. 1.

<sup>2</sup> Werner Bergengruen: „Apokalyptische Schwüle“ und „Wer will die Reinen von den Schuldigen scheiden?“. WuW 1 (1946), H.1, S. 9f.

verschiedener Verfahren (Volksgerichtshöfe oder die durchaus unterschiedliche Justiz der jeweiligen Besatzer) Schuldfragen gestellt wurden, Menschen allgemein das Recht oder das Vermögen zu Urteilen abzusprechen und stattdessen alles dem göttlichen Urteil zu überantworten. Von der entflammten Suche nach Wahrheit, für die der Augustinus-Text steht, ist bei Bergengruen nichts mehr zu spüren.

„Wort und Wahrheit“ kann zwar kaum eine die jüngere Vergangenheit rechtfertigende Haltung unterstellt werden,<sup>3</sup> die Breite der Autoren allerdings sollte es später möglich machen, dass zwar einerseits Erika Weinzierl eine Serie von Artikeln über das kooperative Verhältnis von Teilen der österreichischen Kirche zum Nationalsozialismus veröffentlichen konnte, andererseits aber auch in breite Kritik geratene Personen wie Josef Nadler und Taras Borodajkewycz zu den Mitarbeitern der Zeitschrift zählten. Im Gedicht „Die wandernden Straßen“ von Preradović enthüllt sich dementsprechend ein eigenartig unpersönlicher Standpunkt, wenn „Displaced Persons“ als „fahle Menschenflut“ geschildert werden, denen kaum etwas Menschliches mehr zu eigen ist:

Eingefallner Mund, gespensterweich,  
schauerliche, nackte Schädelknochen,  
Blicke, leidergeben und gebrochen,  
Hassend, hungrig, müde, fieberheiß.<sup>4</sup>

Weiter heißt es: „Macht-Dämonen, flieht vor euren Richtern! / Diese Angesichter richten euch.“ Fragwürdig am Gedicht bleibt dennoch das Ausblenden der Zuseher, jener Österreicher, die tatenlose Zeugen waren.

„Wort und Wahrheit“ war eine katholische Zeitung und verbarg das nicht. Welcher Strömung sich Otto Mauer und Karl Strobl verbunden fühlten, machten sie im ersten Heft mit dem Abdruck einer Predigt von Michael Pfliegler deutlich, der 1921 zusammen mit Karl Rudolf den „Bund Neuland“ gründete, die wichtigste religiöse Erneuerungs- und Jugendbewegung der österreichischen Zwischenkriegszeit. Den Idealen dieser Zeit entsprungen, blieb „Wort und Wahrheit“ einer katholischen Avantgarde verpflichtet, die sich in ihrer Eigenständigkeit weder von Tradition noch Revolution einschränken ließ. Besonders deutlich wurde das in der Zeit der Vorbereitung und Begleitung des II. Vatikanischen Konzils. Die Leistungen auf diesem Gebiet können im Rahmen dieses Essays, der sich vor allem dem literarischen Anteil

---

<sup>3</sup> Otto Mauer wurde aufgrund seiner Reden und Predigten während des Krieges mehrmals in die Gestapo-Zentrale am Morzinplatz zitiert, Kardinal Innitzer behütete ihn vor Schlimmerem. Bernhard A. Böhler: Monsignore Otto Mauer. Ein Leben für Kirche und Kunst. Wien: Triton 2003, S. 38-42.

<sup>4</sup> Paula von Peradović: Die wandernden Straßen. WuW 1 (1946), H. 1, S. 10.

der Zeitschrift widmet, nicht dargestellt werden, sie sollten jedoch als eines der Hauptbetätigungsfelder keinesfalls außer Acht gelassen werden.

Genauso muss aber auch das Auge der Amtskirche, das sehr wohl beobachtete, wofür und wogegen in „Wort und Wahrheit“ gestritten wurde, mitgedacht werden. Wenn der Apostolische Nuntius Giovanni Dellepiane 1954 ein dankendes Schreiben schickte, mischte sich in die freundlichen Worte auch ein kritischer Ton, der leise mahnend die Grenzen zog:

„Wort und Wahrheit“ möge weiterhin belebende Diskussionen eröffnen. Ihr anerkannt ehrliches Wollen und Ihre wirkliche Liebe zum wahren Glauben werden jeweils die erträgliche Mitte finden zwischen dem drängenden, kritischen Wollen einer jungen Generation und dem, was man auf der anderen Seite zu hören verträgt und positiv aufzunehmen vermag. Wir wollen ja niemanden ärgern oder herausfordern, sondern zu wirkungsvolleren Methoden und Gestaltungen anregen.<sup>5</sup>

Bestimmte Artikel, die theologische oder kirchenrechtliche Fragen betrafen, wurden manchmal sogar der Zensur unterworfen.<sup>6</sup>

Die Gedichte von Wilhelm Szabo im Premierenneft belegen bereits, dass die Wahl der Herausgeber vor allem auf jene Teile des Werkes eines Dichters fiel, die den explizitesten Bezug zum christlichen Glauben hatten. Ist in „Plötzlich, nach langen Jahren“ noch von der Fraglichkeit menschlichen Wissens die Rede, begegnet in „Die Ölbergnacht“ ein Jesus, der nicht das Vorübergehen des Kelches erbittet, sondern statt dessen jeglicher Besänftigung entflieht.<sup>7</sup>

Die „Entdeckung“ Kafkas gehörte zu den Fixpunkten jeder gehobenen Kulturzeitschrift nach 1945. Die Beschränkung auf christliche Autoren wurde fallweise für jüdische Autoren aufgehoben, was durch die Herkunft des Christentums legitimiert wurde. Otto Mauer verstand Kafka in seinen den zwei Parabeln („Eine kaiserliche Botschaft“ und „Der Schlag ans Hofter“) vorangestellten Kommentaren dennoch als jemanden, der Gott eben nicht begegnet ist: „So verblieb er in einer Welt des Dunkels, der Daseinsangst und einer ungetrösteten Verzweiflung; verblieb er mit Gewissenhaftigkeit unter dem Gerichte, unkundig der Gnade!“<sup>8</sup> Der hohen Wertschätzung für Kafka tat dies aber keinen Abbruch. Dass die ersten Abbildungen in einer Zeitschrift, in der moderne Kunst eine so tragende Rolle spielen sollte,

---

<sup>5</sup> Brief von Giovanni Dellepiani an Otto Schulmeister. 11. Januar 1954. Nachlass Otto Schulmeister. Privatbesitz, Wien.

<sup>6</sup> Kardinal Theodor Innitzer teilte Otto Schulmeister 1955 mit, dass er Albert Rohner, den Rektor von St. Gabriel, zum Zensor bestellt habe. „Ich hoffe, daß dadurch Ihre wertvolle publizistische Arbeit keine besondere Behinderung und Erschwerung erfährt, sondern doch zuletzt eine Unterstützung bei Behandlung der oben umgrenzten Materien.“ Brief von Theodor Innitzer an Otto Schulmeister. 28. Juni 1955. Nachlass Otto Schulmeister. Privatbesitz, Wien.

<sup>7</sup> Wilhelm Szabo: „Plötzlich nach langen Jahren“ u. „Die Ölbergnacht“. WuW 1 (1946), H., S. 28.

<sup>8</sup> Otto Mauer: Kommentar zu zwei Parabeln von Franz Kafka. WuW 1 (1946), H. 1, S. 33.

zwei Holzschnitte von Hans Fronius aus dem Besitz Mauers sind – ein Porträt Kafkas, sowie eine Illustration zu einer der Parabeln – kann als weiterer Beleg für die Sonderstellung Kafkas gewertet werden. Um so mehr, als Fronius schon während des Krieges der meist geschätzte Künstler Mauers gewesen war.<sup>9</sup> (Die Hinwendung des Monsignore zur eigentlichen Avantgarde sollte erst ab etwa 1954 erfolgen.)<sup>10</sup> Mauer sah sich später, 1951, in einer Rezension zum „Prozeß“ sogar genötigt, Kafka gegen andere Deutungen zu verteidigen: „Heute ist Kafka existentialistische Mode geworden. Die Ängste eines gepeinigten Gewissens, einer einsamen, außerhalb des mystischen Körpers leidenden Seele, die schreiende Verlorenheit einer für viele redenden Kreatur ist zum Geschwätz philosophisch ambitionierter literarischer Sekten und Cliques geworden, die das Grab jeder seelischen Erschütterung sind.“<sup>11</sup>

Der längere lyrische Text von Charles Péguy „Die Hoffnung“ im ersten Heft in der Übertragung durch Werner Riemerschmid verweist auf den wohl wichtigsten Bezug in der internationalen Literatur für „Wort und Wahrheit“, die Autoren des französischen „renouveau catholique“. Der folgende Ausschnitt gab die Richtung für viele der erscheinenden Texte vor:

Der Glaube, den ich am meisten liebe, sagt Gott, ist die Hoffnung.  
Der Glaube, das wundert mich nicht.  
Das ist nicht verwunderlich.  
So werd' ich offenbar in meiner Schöpfung.  
In der Sonne und im Mond und in den Sternen.  
In allen meinen Geschöpfen.  
In den Gestirnen des Himmels und in den Fischen des Meeres.  
[...]  
Und besonders in den Kindern.  
Meinen Geschöpfen.<sup>12</sup>

Ungewöhnlich am ersten Heft war das zweifache literarische Engagement von Otto Mauer, der neben dem Kafka Kommentar auch eine Auseinandersetzung mit Bertolt Brechts „Der gute Mensch von Sezuan“ beisteuerte, insofern, als Mauer sich später nur noch selten direkt zu literarischen Themen äußerte. Die Besprechung des Stückes belegt Mauers Offenheit, sich mit allen Erscheinungen der Kunst auseinanderzusetzen, selbst dann, wenn ein Einverständnis nicht unbedingt folgen musste. „Wir respektieren Brechts wahrhafte dichterische Begabung (wenn auch dieses Parabelstück kaum zu seinen stärksten Schöpfungen gehören dürfte), wir empfinden den Ton und die Frage der Zeit; unzeitgemäß (ewig unzeitgemäß!) aber ist die

<sup>9</sup> Bernhard A. Böhler: Monsignore Otto Mauer. Ein Leben für Kirche und Kunst. Wien: Triton 2003, S. 118-128.

<sup>10</sup> „Mauer vollzog den Wechsel vom ethischen Fundamentalismus der Nachkriegszeit zum offensiven Pragmatismus des Informel.“ Robert Fleck: Avantgarde in Wien. Die Geschichte der Galerie nächst St. Stephan 1954-1982. Kunst und Kunstbetrieb in Österreich. Band 1. Die Chronik. Wien: Löcker 1982, S. 404.

<sup>11</sup> Otto Mauer: Kafka post festum. WuW 6 (1951), H.4, S. 300.

<sup>12</sup> Charles Péguy: Die Hoffnung. WuW 1 (1946), H.1, S. 35.

Antwort. Wer von uns allen, von allen Gegenwärtigen, hat einen gültigen Beweis wider die Hoffnung in Händen?<sup>13</sup>

## GRUNDZÜGE

Ob der erste programmatische Text<sup>14</sup> im ersten Heft für den gesamten Erscheinungszeitraum der Zeitschrift als bindend betrachtet wurde, kann ausgeschlossen werden: Otto Schulmeister, der ab 1948 Karl Strobl<sup>15</sup> als Herausgeber ablöste, beschrieb die Gründung der Zeitschrift später so: „Mauer und Karl Strobl hatten den Plan im Krieg gefaßt, der Titel klang programmatisch, ohne ein wirkliches Programm zu besitzen, außer dem, der katholischen Intelligenz die konstitutive Beziehung von Wort und Wahrheit in Aufarbeitung dessen zu vermitteln, was geblieben, was neu zu entdecken, was aus Erfahrung der Katastrophe zu gewinnen war.“<sup>16</sup>

Damit übersah Schulmeister aber einen wesentlichen Punkt von Karl Strobels Programm für „Wort und Wahrheit“, das sicherlich in Übereinstimmung mit Mauer entstand: Es ging Strobl vor allem darum, dem Wort wieder Vertrauen entgegenbringen zu können. Das ließe sich aber nur dadurch wieder herstellen, indem sich die Zeitschrift gegen „die Vorliebe des heutigen Menschen für Anonymität“ richtete. „Diese kennzeichnet“, sagte Strobl und sprach damit auch gleich seine Gegner an, „den modernen machtstrebenden Menschen: den Kapitalisten, den Faschisten, den Politiker wie den Journalisten. Keiner steht als Person für seine Worte ein, jeder will vielmehr als Funktion eines Es-haften, eines größeren Mächtigen erscheinen. [...] Grauenhaft groß war die Anonymität in den Systemen des Militarismus geworden.“<sup>17</sup> Ganz konsequent ist Strobl hier allerdings nicht, lässt er doch sehr wohl eine Hintertür zum eigenen „größeren Mächtigen“, der katholischen Kirche, offen: „Wenn Katholiken hier das Wort ergreifen, tun sie es nicht im Namen des Katholizismus oder der Kirche, es sei denn, dass sie von der kirchlichen Autorität einen bestimmten Auftrag erhielten.“

---

<sup>13</sup> Otto Mauer: „Der gute Mensch von Sezuan“, Parabelstück von Bertolt Brecht. (Anlässlich der österreichischen Erstaufführung im Theater in der Josefstadt.) WuW 1 (1946), H.1, S. 47.

<sup>14</sup> Karl Strobl: „Wort und Wahrheit“. WuW 1 (1946), H.1, S. 38.

<sup>15</sup> Strobl widmete sich als Studentenfarrer dem Aufbau der neuen Hochschulgemeinden und gab dieser Aufgabe schließlich den Vorzug. Norbert P. Feldinger: „Wort und Wahrheit“. Portrait einer katholischen Zeitschrift. In: Medien und Zeit (1990), H. 4, S. 18.

<sup>16</sup> Otto Schulmeister: Otto Mauer – Wort, Wahrheit und Charisma. In: Uta Krammer (Redaktion): Otto Mauer 1907-1973. Symposium veranstaltet von der Hochschule für angewandte Kunst in Wien am 12. und 13. März 1993. Wien 1993, S. 38.

<sup>17</sup> Karl Strobl: „Wort und Wahrheit“. WuW 1 (1946), H.1, S. 38-41.

Trotz der erstaunlichen Themenvielfalt der Beiträge aus Theologie, Politik, Soziologie, Naturwissenschaften, Ökonomie, Geschichte, Literatur und Bildender Kunst unterwarf sich „Wort und Wahrheit“ einer wesentlichen Einschränkung: „Die Mitarbeiter der Zeitschrift, Theologen wie Laien, entstammen allen Kreisen des Weltkatholizismus“<sup>18</sup> – und beinahe ausnahmslos nur diesen. In seltenen Fällen wurde diese Regel, wie bereits erwähnt, für jüdische Autoren gebrochen, doch noch 1965 wurde in einer der Redaktionssitzungen die Entscheidung auf unbestimmte Zeit vertagt, ob auch atheistische Autoren für „Wort und Wahrheit“ in Betracht kämen.<sup>19</sup>

Für den innerkirchlichen Diskurs jedenfalls bot „Wort und Wahrheit“ eine dringend notwendige Plattform. Karl Strobl, Franz König, Joseph Ratzinger und Adolf Holl, sowie die Herausgeber selbst zählten zu den Beiträgern, die kirchliche, theologische und moralische Fragen erörterten. Der missionarische Anspruch, den die Zeitschrift an sich selbst stellte, wurde jedoch durch die intellektuell fordernden, zuweilen fast hermetischen Artikel manchmal wohl mehr behindert als befördert.

Trotz der so herausgehobenen Stellung literarischer Texte im ersten Heft wird die Aufgabe der Literatur im Programm Strobbs nur mit einem sehr dürren Satz bedacht: „Literarische Dokumente der Gegenwart sollen das jeweilige Zeitgeschehen und seine Fragestellungen beleuchten.“ Das Bekenntnis zur Gegenwart sollte jedenfalls, mit gewissen Einschränkungen und nicht ungebrochen, im Verlauf des Erscheinens der Zeitschrift durchaus seine Erfüllung finden. Der Rückgriff auf ältere Texte blieb die seltene Ausnahme.

Die Vorgabe von Otto Mauer: „„Wort und Wahrheit“ bringt christliche Dichtung der Weltliteratur“<sup>20</sup> wurde in bemerkenswertem Ausmaß eingehalten. Der Großteil der Literatur entstammte tatsächlich einem internationalen Fundus christlicher Autoren. Österreichische Autoren hatten daran keinen besonders großen Anteil. Das mag auch daran liegen, dass die Redaktion noch innerhalb der Vorgabe, christliche Autoren abzdrukken, Texte vorzog, die existentielle Dinge berührten, und jene Literatur, die man als süßlich-sentimentalistische Nazarenerdichtung bezeichnen könnte, weitgehend außer Acht ließ. Was allerdings die Berücksichtigung von Literatur betraf, die auch formal neue Wege suchte, also – wenn auch

---

<sup>18</sup> Otto Mauer: Wort und Wahrheit. In: Die Zeit im Buch. Besprechungsblätter, Berichte und Kritik für Bücherfreunde u. Büchereien 1 (1947), H. 1, S. 28.

<sup>19</sup> Aus dem Protokoll der Redaktionssitzung vom 30. und 31. Oktober, sowie 1. November 1965 in Freiburg im Breisgau: „Diskussion der Frage, ob die Zeitschrift ab dem 21. Jahrgang entsprechend der vom Konzil eingeleiteten Entwicklung sich dem Dialog zuwenden soll, also auch atheistische Autoren heranziehen soll, auf die dann christliche Autoren erwidern können. In Anbetracht der Schwierigkeiten, die eine solche Aufgabe mit sich brächte, wurde die Entscheidung aufgehoben.“ Nachlass Otto Mauer. Wiener Diözesanarchiv.

<sup>20</sup> Otto Mauer: Wort und Wahrheit. In: Die Zeit im Buch. Besprechungsblätter, Berichte und Kritik für Bücherfreunde u. Büchereien 1 (1947), H.1, S. 28.

meist schon etwas angealterte – Avantgarde war, so beschränkte sich der Kreis der ausgewählten Autoren beinahe vollständig auf Österreicher.

Der Literatur kam in den 28 Jahren des Bestehens der Zeitschrift wechselnde Bedeutung zu, es lassen sich durchaus gewisse charakteristische Abschnitte erkennen.

In den ersten beiden Jahrgängen unter den Herausgebern Karl Strobl und Otto Mauer findet die Zeitschrift langsam ihre später kaum mehr veränderte Grundgestalt. Auf Aufsätze und literarische Texte folgt die Rubrik „Bücher der Zeit“, die die Rezensionen zu Büchern aller möglichen Bereiche enthält, und zum Schluss „Bericht und Kritik“, wo ebenfalls Buchbesprechungen bzw. Autorenporträts (häufig von Lyrikern, deren Gedichte meist verstreut im Heft abgedruckt waren), aber auch politische und kulturelle Kommentare zu finden sind. Der letzte Beitrag ist häufig den Künstlern gewidmet, deren Arbeiten auf einzelnen Blättern im Heft zu betrachten sind.

Dieses Schema erfährt nach dem Abgang Strobbs im Sommer 1947 unter den Herausgebern Otto Mauer und Otto Schulmeister, wohl vor allem aufgrund der journalistischen Erfahrung des letzteren, seinen Feinschliff. Bis 1950 ändert sich nur wenig an der Auswahl der Literatur. Ab diesem Jahr allerdings ist eine zaghafte Öffnung österreichischen Autoren der jüngeren Generation gegenüber festzustellen, wobei deren Texte nicht ohne weiteres mit der Forderung nach „christlichen Dichtern“ in Einklang zu bringen sind. Ihre Auftritte blieben aber, bis auf die wesentliche Ausnahme Gerhard Fritsch, eher vereinzelt. „Christliche Dichtung“ bildete weiter den Grundbestand.

1952 erfolgte der Verlagswechsel von Herder Wien zum Herder Verlag nach Deutschland aufgrund wirtschaftlicher Probleme. Auf Druck des deutschen Hauses wurde Karlheinz Schmidthüs ebenfalls Herausgeber.<sup>21</sup> Als 1954 noch Anton Böhm dazustieß, war die Herausgeberriege vollständig; ab jetzt gab es auch die berühmten „Drei-Stern-Artikel“ (Statt mit einem Autorennamen waren sie mit „\*\*\*“ gezeichnet), die während den vorwiegend in Wien oder Freiburg im Breisgau abgehaltenen Redaktionssitzungen in lebhaften Diskussionen

---

<sup>21</sup> „Herr Beuchert hat sich entschlossen, mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage von Herder-Wien auf die Fortführung der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ zu verzichten. [...] Immerhin bedeutet diese Verlegung des Verlagsortes nach Westdeutschland, wo die Zeitschrift künftig als deutsche Zeitschrift erscheint, auch eine Verschiebung der Gewichte in der Zusammenarbeit der Redaktion in Wien und der deutschen Nebenredaktion. Das heißt zunächst praktisch, daß Herr Schmidthüs in die Herausgeberschaft eintreten müßte, damit im Impressum ein deutscher Schriftleiter erscheinen kann. Das bedeutet aber auch, daß die Zeitschrift künftig in noch stärkerem Maße sich auf die deutschen Verhältnisse redaktionell einstellen müßte.“ Das Ansinnen, die Zeitschrift nur noch zweimonatlich erscheinen zu lassen, konnte von den Herausgebern zu diesem Zeitpunkt noch zurückgewiesen werden. Teophil Herder-Dornreich an Otto Schulmeister. 12. Mai 1951. Nachlass Otto Schulmeister. Privatbesitz Wien.

entstanden.<sup>22</sup> Die Literatur verlor allerdings zunehmend an Stellenwert. Das massive Engagement für das II. Vatikanische Konzil führte in den Konzilsjahren schließlich zu nahezu „literatur-freien“ Heften. Erst ab dem letzten Heft des Jahres 1967 setzte wieder eine intensivere Beschäftigung mit jüngerer Literatur ein und auch die zwar nicht massenweise, aber doch deutlich verstärkte Aufnahme von neueren österreichischen Autoren als bei der ersten Öffnung 1950. Die insgesamt schwierige finanzielle Lage der Zeitschrift, der Tod von Schmidhüs 1972, vor allem aber der Tod Otto Mauers im Oktober 1973 führte schließlich zur Einstellung einer der langlebigsten Zeitschriften, die in den unmittelbaren Nachkriegsjahren gegründet wurden.

### „CHRISTLICHE DICHTUNG“ IN THEORIE ...

Erst Mitte des 3. Jahrgangs, 1948, widmete sich ein programmatischer Artikel der Literatur selbst. Ausgehend von einem Vortrag von Rudolf Henz vor dem Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten Österreichs, formulierte Otto Mauer seine Unzufriedenheit mit der neuen Literatur nach 1945, wobei er in etwa die gleichen Unzulänglichkeiten benannte, die auch andere Zeitschriften zu erkennen meinten. So „zeigt doch die deutsche und österreichische Dichtung seit geraumer Zeit die kaum abzuleugnende Tendenz der Flucht vor der Auseinandersetzung mit den weltanschaulichen Problemen der höchst problematischen Gegenwart“. Dem mangelnden Gegenwartsbezug wurden Beispiele aus Frankreich, Amerika und England entgegengehalten. So entstand eine Art Wunschliste an die „christliche Literatur“, die zugleich zeigte, wer das literarische Pantheon von „Wort und Wahrheit“ bevölkerte. Die Thematik und Interessen der Zeitschrift sind hier mit einer Deutlichkeit angesprochen, die ein längeres Zitat rechtfertigt:

Wo bleibt das Drama der modernen Ehe wie in Claudels „Der Tausch“, „Mittagswende“, „Das harte Brot“; wie letztlich – in phantastisch-historisierendem Gewande – im „Seidenen Schuh“? Wo die Dämonologie der Bernanos, Mauriac, Ghéon, Julien Green, zu denen es außer Elisabeth Langgässers „Das unauslöschliche Siegel“ (und dieses zeigt beträchtliche Anklänge an die Genannten) kaum ein Gegenstück gibt? Wo zeigt sich jener metaphysische und doch so physisch-historische Realismus eines Graham Greene, die geistvolle Satire Wilders? Wie einsam ragt Le Forts „Der Kranz der Engel“ als Versuch der seelischen und religiösen Darlegung der Historie der letzten Jahre aus der schweigenden und verschweigenden Literatur der Nachkriegsjahre hervor. Wer hat uns den Roman des sterbenden bourgeois Liberalismus, das Untergangsdrama des Fortschrittsglaubens, die seelischen Konflikte des christlichen Revolutionärs im modernen Diktaturstaat, das Problem Eros – Sexus – Bios – Agape

---

<sup>22</sup> Die Stichwortsammlungen dazu füllen einen großen Teil der erhalten gebliebenen Protokolle. Ob nur Anton Böhm die endgültige Fassung schrieb, wie mir sein Sohn im Gespräch mitteilte, oder auch Otto Schulmeister, konnte ich nicht klären.

beschrieben? Wer hat den Lebensraum des modernen Heiligen und sein Martyrium in der Zeit verfaßt, die Tragödien der Beraubung, Armut, Deportation und deren himmlische Lösung im Geiste des Evangeliums glaubhaft „verdichtet“? Wo sind die großen Essays, wie sie Haecker schrieb zu den Fragen der Wahrheit, des Glaubens heute (Werfel ist hier mit „Zwischen Oben und Unten“ rühmend zu nennen), des Einzelnen gegen das Kollektiv, des furchtbaren Schicksals Israels, des Geistes der Technik, über den Sinn, ein Kind zu erzeugen, die Hoffnung auf die Zukunft, die Tugend der Geduld, das Lob der Armut, die Häresie der Arbeit und hundert notwendige mehr.<sup>23</sup>

Mauer gestand den Schriftstellern seiner Zeit zu, vielleicht noch nicht genug „Muße und Abstand“ gehabt zu haben, warnte aber auch vor dem „Unverbindlich-Spielerischen“, das nur ein Weg sei, „sich in verbotene, utopische Paradiese zu flüchten“. Gleichzeitig trat er für die Freiheit des Wortes ein, sehr wohl im Bewusstsein, dass gerade diese ja lange nicht gegeben war.<sup>24</sup> Welch hohen Status der Monsignore den Schriftstellern zu verleihen bereit war, zeigten folgende, abschließende Worte, die übrigens auch den entbrannten Prediger ahnen lassen, der Mauer nach dem Zeugnis vieler, die ihn hörten, war:

Noch hofft man auf Dichter wie auf Gottessendlinge und die Ehrfurcht vor dem begnadeten Wort ist noch nicht vollends erloschen. Noch hat der Dichter seine ethische Chance, noch seine Gemeinde. Wird er mehr vermögen, als ihre Qualen im unartikulierten Gestammel zeterpreßter Worte wiederzugeben? Wird er Sinn deuten, wird er Fundamente des Vertrauens bloßlegen können, von dem er, ein Gläubiger, doch zehrt, wird er Horizonte der Hoffnung öffnen können, die doch niemand wahrnimmt? Vom Dichter wird viel verlangt, schier mehr als Menschliches: Daß die schweigende Gottheit ihn zum Orakel verwende, um die richtungslose, zweifelnde Zeit zu belehren, solange – es noch Zeit ist!<sup>25</sup>

Hier findet sich das alte Bild des Dichters als Priester wieder, der als „Orakel“ sogar heidnische Züge trägt. Mauer musste dabei bewusst gewesen sein, dass eine derart zentrale Aufgabe des Dichters für die menschliche Gesellschaft eher Möglichkeit als Tatsache war und dass gleichzeitig die Literatur, die er sich vorstellte, wenig Hoffnung auf Breitenwirksamkeit haben könnte. Schrieb er das doch im Jahr 1948, als die wirtschaftliche Lage europaweit beinahe noch katastrophaler war als direkt nach dem Kriegsende.

Nicht ohne Grund ist der Ton des Essays von Elisabeth Langgässer ein Jahr später im Ton deutlich verhaltener und vorsichtiger. Ihre Richtlinien für eine christliche Literatur stehen in einem eigentümlichen Spagat, an dessen einen Ende „das Urgeheimnis der künstlerischen Vision: [...] Rhythmus“ stand, am anderen der Anspruch, „gegenwärtig“ zu sein: „es wird uns klar, daß nicht nur das Wort von dem „Ghetto der christlichen Literatur“ keine Fundierung mehr hat, sondern mehr noch, daß überall in der Welt die Sache des Christentums mit dem

---

<sup>23</sup> Otto Mauer: Zeitnahe Dichtung. WuW 3 (1948), H. 6, S. 478f.

<sup>24</sup> Mauer zitiert hier aus der Rede von Henz, der meinte: „Freiheit des Wortes und Toleranz aber sind seit den Dreißigerjahren für den österreichischen Dichter, aber auch für den Dichter in weiten Bezirken der Welt, selten geworden.“ (Daß Henz hier mit der Zeitangabe „Dreißigerjahre“ etwas sehr im Ungefähren bleibt, hängt mit seiner starken Verflechtung mit dem autoritären Ständestaat zusammen. So kann der Zuhörer nach jeweiligem Bedarf die Jahre 1933, 1934 oder 1938 als Beginn der Repression ansetzen.)

<sup>25</sup> Otto Mauer: „Zeitnahe Dichtung“ WuW 3 (1948), H. 6, S. 480.

Mut und der Freude an zukunftssträchtigen Dingen vorangetragen wird.“<sup>26</sup> Ein gewisses Problem bestehe aber: „Nun, die Fabel der christlichen Heilsgeschichte und damit auch die Fabel des christlichen Romans ist von bestürzender Monotonie, von erschütternder Einfachheit. Ihre Elemente heißen Sünde, Gnade und Erlösung“.

Gerade der Anspruch, sich der Zeit anzunehmen, wurde durch Langgässer dann selbst dadurch eingeschränkt, dass sie selbst größte Verbrechen und Katastrophen des 20. Jahrhunderts letztendlich auf theologisch Symbolhaftes herunterbrach. Es wäre doch die Aufgabe der christlichen Dichtung dort zu stehen,

wo die eigentliche Entscheidung getroffen, wo der Kampf zwischen Gott und dem Widersacher in dem Herzen des Menschen, um den es geht, ausgetragen und wie von den niederfahrenden Blitzen das verdeckte Schlachtfeld erhellt wird, das tiefer liegt, als das Schlachtfeld der Gegenwartskatastrophen: tiefer als Stalingrad und Hiroshima, und auf das hingesehen, beide nur verdunkelte Sinnbilder sind.<sup>27</sup>

Im Gegensatz zur Aufforderung Mauers und auch noch zum, wenn auch schon etwas abgeschwächten, Anliegen Langgässers, dass der christliche Literat sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen hätte, meinte Curt Hohoff 1953, im katholischen Roman werde zu viel „Übertreibung der Paradoxe“ betrieben. Gemeint war damit eine „Sündenromantik“, eine ausschließliche „Darstellung des Bösen, des Lasters, der sittlichen Sterilität“. Die Schriftsteller schufen nur Kolportage, Banales und „katholische Pornographie“, was keinesfalls die richtige Antwort wäre auf

„eine Welt in verwirrender, ungeordneter, chaotischer Vielfalt, von nebeneinander existierenden, sich überschneidenden Teilwahrheiten, Mischformen, Kreuzungen, Synthesen und Symbiosen. Alles ist da, in Überfülle: Menschen, Güter, Pläne, Laster, subjektive Tugenden. Aber es ist eine verkehrte, eine falsche Fülle, ein Truggeschenk der heidnischen Fortuna des biologischen Dranges, der technischen Möglichkeiten.“<sup>28</sup>

Dem sei mit reiner Beschreibung nicht beizukommen, christliche Dichtung müsse „Lobgesang“ sein. Als positive Beispiele führt er u. a. Paul Claudel, Charles Péguy, Konrad Weiß und Gertrude von Le Fort an: „sie schrieben nicht über die Huren, sondern über die Unbefleckte Empfängnis“. Und weiter: „Der Blick auf das Laster, das Böse, die Kloake braucht nicht zu fehlen, aber die Faszination durch das Negative dieser Welt ist keine christliche Dauerhaltung. Das Geheimnis der künstlerischen Gestalt ist die Verwandlung, eine Art Erhebung bis zu jenem Punkt, wo das Einzelne zum Gleichnis wird.“

Hohoff stieß auf Widerspruch. Oswald von Nostitz nahm zwei Nummern später Graham Greene gegen die Kritik in Schutz, v.a. unter Berufung auf Gertrud von le Fort. Die Figuren

---

<sup>26</sup> Elisabeth Langgässer: Die Zukunft des christlichen Romans. WuW 4 (1948), H. 7, S. 510f.

<sup>27</sup> Elisabeth Langgässer: Die Zukunft des christlichen Romans. WuW 4 (1948), H. 7, S. 512.

<sup>28</sup> Curt Hohoff: Literatur ohne Tabu. Der Streit um den katholischen Roman. WuW 8 (1953), H. 4, S. 265-270.

seien eben doch Gleichnis und nicht Kolportage, es sei Aufgabe der Schriftsteller, sich an die Seite der „Zöllner und Sünder“ zu begeben und „um das Zerschneiden unserer richterlichen Selbstgerechtigkeit zu werben.“ Dichtung sei nicht zur Erbauung oder Durchsetzung der Gesetze der Moraltheologie da.<sup>29</sup>

Im folgenden Heft schlug sich Le Fort überraschenderweise eher auf die Seite Hohoffs, wenn sie schrieb: „Ich selbst erkläre mir den Charakter der heutigen Dichtung weithin aus dem Bedürfnis, erlebtes Grauen und menschliche Enttäuschung abzureagieren, aber einmal muß man damit fertig werden. Schließlich sollte Dichtung doch wohl einen geistigen Aufschwung bedeuten, zum mindesten eine Steigerung unseres Lebensgefühls, anstatt beständig niederzudrücken.“<sup>30</sup>

Unter dem Titel „Was ist ein christlicher Dichter?“ mühte sich Franz Schonauer 1956 an einer ähnlichen Fragestellung wie schon Langgässer ab: In seiner Auseinandersetzung mit Otto Manns „Christliche Dichter der Gegenwart“<sup>31</sup> lässt er nur den Dichter gelten, „der mit dem Glauben Ernst macht.“ „[S]ein Werk ist oft Deutung, es übersteigt mitunter die Schranken der kirchlichen Lehre, ja es steht oft nahe der Häresie.“ Als Idealtypus gelten ihm dabei vor allem französische Autoren wie Léon Bloy und Paul Claudel. Während der erste nur einmal in „Wort und Wahrheit“ mit einem Text vertreten war, zählte Claudel mit sechs Beiträgen zu den regelmäßigeren Beiträgern der Zeitschrift, zumindest der ersten Jahrgänge. Gerade was deutsche Autoren betraf – österreichische wurden in Manns Band nicht aufgenommen – war Schonauer äußerst kritisch, denn man sähe, „daß bei uns – mehr als in anderen Teilen Europas – das Christliche sich verdünnt hat in religiöse Gefühle oder religiös gefärbte Weltanschauungen und daß die deutsche Literatur dieser Art vorzüglich im Erbaulichen sich ansiedelt“.<sup>32</sup>

Die Idee eines „christlichen Dichters“ wurde immer mehr zum Problem. Gisbert Kranz fragte schließlich 1963: „Gibt es „christliche Dichtung“?“ Zumindest das Bekenntnis dazu scheint noch schwerer zu fallen, als direkt nach dem Krieg, mancher Autor sehe sich dadurch bereits in den Pfarrbibliotheken neben „Erzählungen wie „Der gute Fridolin und der böse Dietrich“ vom „Verfasser der Ostereier“ eingereiht [...], in eine Sparte, wo Gott die Bravheit mit einer ordentlichen Existenz belohnt und die Ruchlosigkeit mit schändlichem Untergang bestraft. Er will also nichts zu tun haben mit all den gutgemeinten, aber schlecht geschriebenen Büchern,

---

<sup>29</sup> Oswald von Nostitz: Brief an die Redaktion. WuW 8 (1953), H. 6, S. 480.

<sup>30</sup> Gertrud von le Fort: Brief an die Redaktion. WuW 8 (1953), H. 7, S. 560.

<sup>31</sup> Hermann Friedmann u. Otto Mann (Hrsg.): Christliche Dichter der Gegenwart. Beiträge zur europäischen Literatur. Heidelberg: Rothe 1955.

<sup>32</sup> Franz Schonauer: Was ist ein christlicher Dichter? WuW 11 (1956), H. 7, S. 559-563.

die den Eindruck erwecken, schlechter Geschmack sei eine unerläßliche Vorbedingung, um in das Himmelreich zu kommen.<sup>33</sup>

Daneben gäbe es die Möglichkeit, vom Christlichen nur indirekt zu sprechen, Eliot und Eichendorff werden als Zeugen angeführt: „Der Eifer gewisser Apologeten, die alle Autoren zwischen Lessing und Kafka als heimliche Katholiken erweisen möchten, wirkt lächerlich.“<sup>34</sup>

Auf das Postulat, ein Heiliger könne kein guter Dichter sein, antwortete Kranz mit den Namen Franz von Assisi, Johannes von Kreuz und Friedrich von Spee und betont schließlich, was – gelungene – christliche Dichtung zu leisten vermag: „Sie kann den Menschen vor Gott stellen, sie führt ihn an seine Ursprünge heran, sie rührt an letzte Fragen und Entscheidungen, an Schuld und Tod. Sie läßt im Schönen das Urschöne, das verlorene Paradies und die künftige Herrlichkeit ahnen.“ Zwar könne das jede echte Dichtung, sogar die heidnische und auch die schon nicht mehr christliche der Gegenwart, die dann eben „wider Willen christliche Wahrheit“ künde, der Unterschied bestehe aber darin, dass die christliche Dichtung „im Licht der Offenbarung“ geschaffen werde. Kranz scheint zu merken, wie wenig klar er hier die Abgrenzung vollzogen hat, und versucht es abschließend mit einem entlehnten Vergleich: „Eine gut gemalte Rübe ist besser als eine schlecht gemalte Madonna, sagt Liebermann. Aber eine gut gemalte Madonna ist – als Kunstwerk – weit besser als eine gut gemalte Rübe; denn die Madonna zu malen setzt weit höhere künstlerische Qualität voraus, von den notwendigen spirituellen ganz zu schweigen.“<sup>35</sup>

Von den massiven Hoffnungen, die Mauer in die christliche Dichtung direkt nach dem Krieg gesetzt hat, ist Kranz mit seinen letztlich nur noch auf den Idealen eines diffusen „Schönen“ insistierenden Ausführungen bereits sehr weit entfernt. Der Bedeutungsverlust, den die christliche Literatur innerhalb der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ erfuhr, wird aber durch etwas anderes noch viel deutlicher sichtbar: In den Jahren von 1962 bis 1968 findet sich kaum mehr ein literarischer Text in den Heften, auch Rezensionen werden rarer. Das ist zwar durchaus auch mit dem starken Engagement der Zeitschrift in Fragen des II. Vatikanischen Konzils (1962–1965) zu erklären, zeigt aber doch gleichzeitig, dass man auch hier der Literatur nicht mehr zutraute, einen unverzichtbaren Beitrag liefern zu können.

---

<sup>33</sup> Gisbert Kranz: Gibt es „christliche Dichtung“? WuW 18 (1963), H. 4, S. 299.

<sup>34</sup> Gisbert Kranz: Gibt es „christliche Dichtung“? WuW 18 (1963), H. 4, S. 304.

<sup>35</sup> Gisbert Kranz: Gibt es „christliche Dichtung“? WuW 18 (1963), H. 4, S. 306.

### ... UND PRAXIS CHRISTLICHER LITERATUR

Ohne im begrenzten Rahmen dieses Essays eine detaillierte Definition des Begriffs „Christliche Literatur“ aufstellen zu können,<sup>36</sup> sollen in diesem Abschnitt vor allem jene Texte verhandelt werden, deren Bezug zum Begriff offenkundig war.

Auffällig ist in diesem Zusammenhang jedenfalls der hohe Anteil von Schriftstellerinnen. Während die fremdsprachige Literatur vornehmlich durch Männer vertreten ist, Kathleen Reine und Edith Sitwell seien hier als Ausnahmen genannt, bietet sich gerade bei jenen deutschsprachigen Autoren, die mit mehreren Beiträgen vertreten sind, ein anderes Bild: Max Mell und Rudolf Henz sind beinahe die einzigen klar christlichen österreichischen Autoren und selbst sie treten nur vereinzelt in Erscheinung. Henz, der immerhin nach dem Krieg die „Katholische Aktion“ gründete und leitete sowie wesentlichen Anteil am österreichischen Katholizismus hatte, war nur mit einem einzigen halbseitigen Auszug aus den „Sieben Anrufungen“ in „Wort und Wahrheit“ vertreten. (Obwohl die darin behandelte Thematik, welcher Bereich der Wissenschaft und welcher der Theologie zustehe, bis heute noch Anlass zu Diskussionen gibt: „Wir verlieren / Die Angst der Kreatur. Wir trennen nicht mehr, / Was Dein und unser ist, wenn wir auch Deine / Gestalt abtasten. Gib uns, Herr, das Maß, / Das wirkliche, brauchbare, das Werkmaß!“<sup>37</sup>) Zwar wollte er die Dichter in einer seiner Rezensionen zu „Verkündigung, Bekenntnis und Beschwörung“ verpflichtet sehen,<sup>38</sup> eine Umsetzung dieser Forderung musste er in der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ aber schuldig bleiben.

Näher an dem, was sich die Herausgeber von christlicher Dichtung erwarteten, dürfte Getrude von Le Fort gelegen sein: Im zweiten Jahrgang der Zeitschrift versuchte sie in „Stimme des Heilands“ Christus in die Gegenwart zu bringen, indem er in der Rolle jedes Leidenden gesehen wird:

Ich war der Verblutende in allen ihren Schlachte, ich der zu Tode Getroffene jeder Wahlstatt.  
Ich war der Gefangene, den der Hunger würgte. Ich war der Vermißte, der in Nacht und Graun verdarb.

---

<sup>36</sup> Siehe dazu: Wolfgang Wiesmüller: Formen religiöser ‚Intertextualität‘ in der österreichischen Nachkriegslyrik (1945-1955). In: Numinoses und Heiliges in der österreichischen Literatur. Herausgegeben von Karlheinz F. Auckenthaler. Bern, Berlin, Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang 1995 (=New Yorker Beiträge zur Österreichischen Literaturgeschichte. Band 3), S. 245-247. Sowie: Elfriede Deuring: Elisabeth Langgässer – Gertrud von le Fort. Zwei christliche Dichterinnen und ihre Romane „Das unauslöschliche Siegel“ und „Das Schweißstuch der Veronika“ vergleichend dargestellt und interpretiert. Innsbruck: Dissertation 1988, S. 1-14.

<sup>37</sup> Rudolf Henz: Aus den „Sieben Anrufungen“. WuW 5 (1950), H. 5, S. 334.

<sup>38</sup> Marie Luise Kaschnitz' Gedichtband „Totentanz und Gedichte zur Zeit“ wird diesen Forderungen in den Augen des Rezensenten Henz übrigens nicht gerecht: „So erschüttern uns diese Gedichte kaum, obgleich sie voll von Erschütterndem sind, sie tragen uns über die Abgründe hinweg, die sie nicht wagen und führen uns kaum an jene Reinigung heran, deren wir bedürfen.“ WuW 3 (1948), H. 11, S. 862.

Ich war der Erstickte in den gift'gen Kammern des Verbrechens. Ich war der Gemarterte, bei dessen Schrei kein Herz brach.  
Ich war der Verschüttete in den Kellern der verbrannten Städte, ich war der auswegslose Verirrte ihrer Flammenwälder.

Alle Opfer wurden in dieser Aufzählung unterschiedslos nebeneinander gestellt, und Christus spricht zuletzt: „Ich bin unverbittert Liebe, ich bin unerbittlich Liebe, ich bin bittende Liebe - / Liebt mich wieder, liebt euch alle und – verstummt!“<sup>39</sup> Ein Richten liegt damit nicht mehr bei den Menschen. Darauf will Le Fort auch in ihrem Vortrag „Unser Weg durch die Nacht“ hinaus, der im selben Jahrgang abgedruckt ist. Darin spricht die Autorin in der Form eines „Wir“, das mehr oder weniger unterschiedslos jeden Deutschen umfasst. „[U]ns haben viele Anschuldigungen, die uns zunächst ohne Unterscheidung treffen, kaum berührt; nicht weil wir hochmütig und verstockt waren, wie sie oft behaupten, sondern weil das Gericht Gottes über unser Volk ergangen ist.“<sup>40</sup>

Damit kann sich das deutsche Volk - zumindest die Überlebenden - als bereits Gerichtete betrachten, die zusätzlich sogar noch gebessert aus den Schrecknissen entlassen werden: „Wie die Nacht erst für das Licht aufschließt, wie das Erlebnis eines entchristlichten Volkes erst die ganze Herrlichkeit Christi erkennen lehrt, so bedeutet auch das Erlebnis der hemmungslosen Bosheit ein neues Verhältnis zur Liebe, ich möchte fast sagen: eine ganz neue Liebe zur Liebe.“ Das Thema eines Verzeihens, das im folgenden Fall tatsächlich im Wortsinne über Leichen geht, wird von Le Fort „Die letzte Begegnung“, der passenderweise ihr letzter Text ist, wieder aufgenommen: Es reicht kaum über eine Historienschnitzplatte hinaus, wenn eine alternde Mätresse, inzwischen Nonne geworden, einer anderen, die wegen des Verbrechens der Zauberei und der Bestellung von Schwarzen Messen inklusive Kindsmord vom König verstoßen wurde, die Gnade der Vergebung gewährt.<sup>41</sup>

Der Weg über die Historie scheint für christliche Dichtung überhaupt gewisse Schwierigkeiten zu bergen, insofern sie damit auch der Gegenwart etwas sagen wollte. So bleibt die Heiligenerzählung „Die Versuchung des Columba“ von Paula von Preradović den Traditionen der Legendenerzählung nahezu sklavisch verhaftet.<sup>42</sup> Mit 21 Seiten ist ihr ungewöhnlich viel Raum gegeben. Dass darauf allerdings kein einziger literarischer Text der Autorin mehr folgt, kann durchaus als Indiz dafür gelesen werden, dass ihre beiden Versuche

<sup>39</sup> Gertrud von le Fort: Stimme des Heilands. WuW 2 (1947), H. 3, S. 140.

<sup>40</sup> Gertrud von le Fort: Unser Weg durch die Nacht. Ein Vortrag. WuW 2 (1947), H. 11, S. 660.

<sup>41</sup> Gertrud von le Fort: Die letzte Begegnung. WuW 14 (1959), H. 8/9. Die Redaktion musste immerhin 2 Jahre auf die Erzählung warten. In einem Schreiben vom 2. April 1957 verspricht Le Fort Schulmeister auf dessen Anfrage hin eine „Novelle“, an der sie gerade arbeitet. Nachlass Otto Schulmeister. Privatbesitz Wien.

<sup>42</sup> Paula von Preradović: Die Versuchung des Columba. WuW 1 (1946), H. 5, S. 211-232.

nicht dem entsprachen, was die Herausgeber sich erwarteten. Auch die „Elegie an das Menschenherz“ macht deutlich, dass eine rein traditionelle Sprache den Erfahrungen von Krieg und Nachkriegszeit letztlich nicht mehr gewachsen ist:

[...] o Herz, wie vermagst du's zu tragen  
Und wie vermagst du zu schlagen inmitten des tödlichsten Schicksals,  
Schauerlich vielfach verstrickten und zentnergewichtig zermalmenden?  
Wer denn, ihr Brüder, geliebte, hat Heimat und Herd nicht verloren?  
Selbst den die Bombe nicht traf, selbst dem das Dach nicht zerbarst,  
Selbst den die plündernde Faust verschonte und der nicht gejagt ward  
Grausam in kälteste Fremde, besitzt er denn annoch die Heimat [...]?<sup>43</sup>

Dem Ausmalen des Elends, das sich auch noch auf das Gedenken an die Gefallenen erstreckt, folgt eine Unterbrechung durch eine Leerzeile der bis dahin geschlossenen Zeilefolge. Damit wird die Wendung des Gedichts zur Rettung markiert:

[...] ER, dessen Hand dich nicht läßt, sofern du dich gibst ihrem Griffe,  
Er, dessen ewiges Herz kennt deinen ängstlichen Schlag;  
Dich, du Geringes, erkor er zum Angelpunkt der Rettung,  
[...]  
Wenn du nur liebest, o Herz, wendest du Hölle und Tod.

Paula von Preradović lieferte in den nächsten Jahrgängen noch Rezensionen und verfasste eine Antwort auf einen anonymen kirchenkritischen Artikel im „Plan“. Im eigentlichen Sinn literarische Beiträge erschienen jedoch nur im ersten Jahrgang. Sie stand bereits vor und während des Krieges mit Personen aus dem Umfeld der Zeitschrift in Verbindung, z.B. mit Michael Pfliegler und Karl Rudolf, beide Gründer und Führer der katholischen Jugendbewegung „Neuland“. In ihrem Nachkriegsbericht verzeichnet sie am 16. Mai 1945 ihr Treffen mit Otto Mauer, „den ich seit dem Trakl-Abend zum erstenmal wiedersehe und den ich freudig begrüße. Wir verabreden eine Besprechung „zur Organisation der katholischen Literatur in Wien.“<sup>44</sup> Die starke Präsenz von Preradović in den ersten Jahrgängen lässt es im Verbund mit den Belegen der persönlichen Bekanntschaft wahrscheinlich werden, dass auch

---

<sup>43</sup> Paula von Preradović: Elegie an das Menschenherz. Dr. Karl Rudolf zum 22. November 1946 zugeeignet. WuW 1 (1946), H. 7, S. 293f.

<sup>44</sup> Die Erwähnung eines „Trakl-Abends“, der demnach noch während des Krieges stattgefunden haben muss, erinnert daran, dass für jene, die keiner direkten rassistischen oder politischen Verfolgung ausgesetzt waren, sehr wohl auch während des Nationalsozialismus die Möglichkeit bestanden hatte sich - in zwar beschränktem Rahmen - zu kulturellen Veranstaltungen zu treffen. Die sich dabei bildenden Gruppen waren nach dem Kriegsende die ersten, die sich an eine Wiedererweckung des kulturellen Lebens machen konnten. Vgl. Paula von Preradović: Wiener Chronik 1945. Wien: Ibero / European University Press 1995, S. 86.

sie eine gewisse Rolle bei der Gründung und Gestaltung von „Wort und Wahrheit“ gespielt haben könnte.<sup>45</sup>

Bei Alma Holgersen lässt sich allerdings ein ähnliches Nachlassen der Beteiligung an der Zeitschrift beobachten, wobei hier gesundheitliche Gründe, wie bei Preradović, keine Rolle spielten. Nach dem dritten Jahrgang trat sie in „Wort und Wahrheit“ nicht mehr in Erscheinung. Ihre sich teilweise um einen Traklschen Ton bemühenden Gedichte gleichen zuvor Kürzestevangelien, besonders das Gedicht „Er“, in dem in vier Strophen von der Krippe bis zu den Kreuzen auf Golgatha das Leben Christi erzählt wird.<sup>46</sup> Einen wie auch immer gearteten Zeitbezug herzustellen erlauben die höchst traditionellen Sprachbilder dabei kaum. Jene Gedichte Holgersens, wie etwa die „Ballade von den Kinderschuhen“, in denen sich ein lyrisches „Wir“ klar macht, dass das Überleben des Krieges auch gleichzeitig Schuld auf sich laden bedeuten kann, finden in „Wort und Wahrheit“ keinen Eingang.<sup>47</sup>

Auch im Falle von Christine Busta wurden nicht Gedichte mit Zeitbezug ausgewählt, sondern jene, die zwar nicht mehr so zwangsläufig die selbst noch von Kranz eingeforderte „Offenbarung“, also Elemente der Erlösung oder zumindest der Hoffnung darauf, enthielten, sich aber dennoch in den Grenzen christlicher Motivik bewegten. Als Beispiel möge das Gedicht: „Der Sternsinger“ dienen, ungewöhnlich schon durch die Nennung im Singular. Bustas Sternsinger ist ein Verlorener:

[...] Wir suchen alle nach dem Kind,  
und jeder klopft an anderm Tor:  
weiß keiner, ob er die noch find't,  
die er am Weg verlor.<sup>48</sup>

In noch viel stärkerem Maße entsprach die Lyrik Christine Lavants dieser Tendenz, möglicherweise ein Grund, warum sie in gleich vier Ausgaben der Zeitschrift mit Gedichten vertreten ist. Obwohl sie eigentlich auch schon in der Zwischenkriegszeit veröffentlichte, dauerte es in ihrem Fall am längsten, bis die Aufmerksamkeit der Redaktion auf sie fiel. Erst

---

<sup>45</sup> So führte Ernst Molden, der Mann von Paula von Preradović, bereits während der letzten Kampfhandlungen erste Gespräche über die Gründung einer neuen Zeitung. Er schwankte dabei längere Zeit zwischen einer liberaleren Tageszeitung, der „Neuen Freien Presse“, oder einem hochkatholischen Blatt, das den Namen „Das Wort“ tragen sollte. Dieser Plan wurde fallen gelassen. Ob „Wort und Wahrheit“ dann eine Wiederaufnahme von Projekt und Titel war, kann nur Spekulation bleiben, die persönlichen Verbindungen wären jedenfalls gegeben gewesen. Paula von Preradović: Wiener Chronik 1945. Wien: Ibero / European University Press 1995, S. 62.

<sup>46</sup> Alma Holgersen: Er. WuW 1 (1946), H. 4, S. 166.

<sup>47</sup> „[...] daß der Herr uns soll vergeben, / daß wir nicht mit ihnen starben, / und in Polen stumm verdarben, / und noch immer weiterleben!“ - Alma Holgersen: Ein Reh zu Gast. Eingeleitet und ausgewählt von Franz Xaver Hollnsteiner. Graz, Wien, Köln: Stiasny 1965, S. 23f.

<sup>48</sup> Christine Busta: Der Sternsinger. WuW 5 (1950), H. 1, S. 59.

im 6. Jahrgang tritt sie das erste Mal auf, das hier abgedruckte Gedicht entstammt dem 8. Jahrgang:

Dein Sohn schaut bitterlich vom Kreuz herab,  
ich will mich dreimal tief vor ihm verneigen  
und dreimal sagen: Sei gelobt, Herr Christ! ...  
Doch meine Hände kann ich jetzt nicht falten.

Denn dieser Vogel da in meiner Brust  
ist voller Unrast, seit die Schwalben ziehn,  
und wenn er loskommt, setzt er sich wohl kaum  
auf deines Sohnes Stirne oder Schulter.

Ein Wildling, weißt du, und erst halb gezähmt,  
stößt er mich vorwärts mit den Flügelschlägen.  
Lebwohl, Herr Vater – und du armer Sohn! ...  
Das fromme Abendrot soll für mich winken.<sup>49</sup>

Ein ähnliches Hadern mit Gott, beinahe schon eine Abwendung, findet sich auch in „Herr, ich hab’ die Drangsal noch nicht satt...“ 1957<sup>50</sup> und trug zur besonderen Qualität ihrer Dichtung bei: „Christine Lavants Gedichte stellen den in der deutschsprachigen Literatur der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn nicht einzigartigen, so doch äußerst seltenen Fall eines lyrischen Werks dar, das ästhetisch zu überzeugen vermag, obwohl es durch das Christentum wesentlich bestimmt ist und sich häufig auf dieses explizit bezieht.“<sup>51</sup>

In „Wort und Wahrheit“ wird Lavant sogar über Celan und Krolow gestellt. „Freilich,“ schränkt Ludwig Pesch ein, „für die Menge ist sie nicht. Doch was allen verständlich ist, erreicht heute niemand mehr.“<sup>52</sup> Aber gerade die Schwierigkeit, die der schnellen Erkenntnis entgegen gesetzte Störrigkeit der Gedichte Lavants mögen sie für das sich ihres eigenen elitären Standpunktes mit gewissem Stolz bewusste Herausgeberteam empfohlen haben.

Dass dann aber weder Busta, Le Fort oder Lavant für Umfragen, die von der Zeitschrift immer wieder veranstaltet wurden, in Betracht kamen, sagt auch einiges über den zunehmenden Bedeutungsverlust der Autorinnen für „Wort und Wahrheit“ aus.<sup>53</sup> Oda

---

<sup>49</sup> Christine Lavant: „Dein Sohn schaut bitterlich vom Kreuz herab ...“ WuW 8 (1953), H. 6, S. 450

<sup>50</sup> Christine Lavant: „Herr, ich hab’ die Drangsal noch nicht satt ...“ WuW 12 (1957), H. 1, S. 38.

<sup>51</sup> Franz Josef Czernin: Zum Verhältnis von Religion und Poesie in der Dichtung Christine Lavants. In: Arno Rußegger, Johann Strutz (Hg.): Profile einer Dichterin. Beiträge des II. Internationalen Christine-Lavant-Symposiums Wolfsberg 1998. Salzburg, Wien: Otto Müller 1999, S. 45.

<sup>52</sup> Ludwig Pesch: Vorstoß zur Dinglichkeit. Zu Neuerscheinungen deutscher Lyrik. WuW 18 (1963), H. 10, S. 625.

<sup>53</sup> Die Ergebnisse der Umfrage zur sozialen Position des Intellektuellen wurden von Anton Böhm (unter seinem Pseudonym „Gotthard Montesi“) in WuW 7 (1952), H. 12, zusammengefasst. Eine geplante Enquete über den Leerlauf im Literaturbetrieb kam 1966 nicht zustande. Das Protokoll der Redaktionssitzung vom 6. Februar 1966 in Freiburg im Breisgau enthält zwar die Namen von Ilse Aichinger und Ingeborg Bachmann, aber nicht die von Busta und Le Fort. Nachlass Otto Mauer. Diözesanarchiv Wien. (Ida Görres, bei beiden Umfragen Adressatin,

Schaefer dagegen wurde sehr wohl gefragt. Die Schriftstellerin, die zu Zeiten des Nationalsozialismus unbehelligt weiterpublizierte und der später ihre mangelnde Distanz zum Regime vorgeworfen wurde, die aber zugleich auch Verfolgten zeitweise half,<sup>54</sup> konnte in den ersten Jahren regelmäßig Texte von sich in „Wort und Wahrheit“ abgedruckt sehen. Ein Gedicht wie „Der Heimkehrer“ entsprach exakt dem Programm der Zeitschrift. Ohne gefühlsduseelig zu werden, wird hier etwas von den ambivalenten Gefühlen eines vor dem Gartentor seines Heimathauses stehenden Soldaten deutlich, wobei die religiösen Bezüge zwar vorhanden sind, aber nicht im Zentrum des Textes stehen:

[...] Daß er, immer noch mitten im Wandern,  
Er, der Stumme, der rasch aus dem Schrei  
All der Männer entwiche,  
Ein entsetzliches Heute bedeutet,  
Aber die Wahrheit auch  
Und am Kreuz den Schatten  
Mit dem ewigen Hauch,  
Den sie irdisch vergeblich bestatten – [...] <sup>55</sup>

Ebenso wie bei Busta ist Erlösung eher unsichere Zukunft als Gegenwart. Im Gedicht „Bitte um Frieden“ von Schaefer zittert die Taube im Dickicht, die Natur wächst, doch die Bilder sind teilweise ins Bedrohliche gewendet, immer noch, 1950, nähern sich unbestimmte „Täter“.<sup>56</sup> Eine Stimmung der Gefährdung will auch weiter nicht schwinden. Die Werte der Lyrik Schaefers scheinen ihr selbst bedroht, und so darf das kurze Gedicht „Der grüne Ton“ durchaus auch als Stellenwertbestimmung jener Dichtung gesehen werden, die sowohl für Schaefer, als auch für die Herausgeber von „Wort und Wahrheit“ anzustreben war, die sie aber, zumindest im deutschsprachigen Raum, kaum jemals wirklich finden konnten:

Das Lied verstummt,  
Das süße, echte,  
Es lebt vermummt,  
Im Schatten der Nächte.

Die trüben Tage  
Sind ohne Klang,  
Bittere Klage  
Und nie Gesang.

Zurück entflohn  
Ins Weidenrohr:  
Der grüne Ton,

---

war zwar auch Dichterin, trat in „Wort und Wahrheit“ aber nur als regelmäßige Rezensentin und Verfasserin predigtähnlicher Texte bzw. stark religiös ausgerichteter Zeitkritik in Erscheinung.)

<sup>54</sup> Monika Bächer: Oda Schaefer (1900-1988). Leben und Werk. Bielefeld: Aisthesis 2006, S. 35f. u. S. 396.

<sup>55</sup> Oda Schaefer: Der Heimkehrer. WuW 3 (1948), H. 9, S. 666.

<sup>56</sup> Oda Schaefer: Bitte um Frieden. WuW 5 (1950), H. 5, S. 370

Den Orpheus verlor.<sup>57</sup>

Wenn man die Frage stellt, welche Autoren dem Geist von „Wort und Wahrheit“ so sehr entsprochen haben, dass sie auch über längere Zeit Beiträger bleiben konnten, dann muss man die Aufmerksamkeit auf fremdsprachige Autoren richten. Der wohl konstanteste Beiträger von allen war W.H. Auden, nicht zuletzt auch, weil er seit 1957 Teile des Jahres in Kirchstetten wohnte. Aber schon zuvor wurden Texte von ihm veröffentlicht, der erste am Ende des 2. Jahrgangs, ein Auszug aus dem „Weihnachtsoratorium“.<sup>58</sup> Von Beschaulichkeit war die Zeitschrift aber selbst in diesen Weihnachtsnummern weit entfernt, die ausgewählte Passage im 2. Jahrgang hat den Bethlehemitischen Kindermord zur Grundlage. Elfmal ist W.H. Auden mit Aufsätzen, vor allem aber mit Dichtungen in „Wort und Wahrheit“ vertreten, das letzte Mal im 25. Jahrgang mit einer seiner bekanntesten Dichtungen, „Ein Lob dem Kalkstein.“<sup>59</sup> Mit der Zeitschrift verbanden ihn auch persönliche Beziehungen. Stella Musulin, selbst Engländerin, brachte Auden mit österreichischen Intellektuellen in Verbindung, darunter auch Friedrich Heer, dem streitbaren Historiker, der vor allem im ersten Jahrzehnt ein regelmäßiger Beiträger der Zeitschrift war und die persönliche Diskussion mit den Herausgebern keineswegs scheute.<sup>60</sup> Genauso wie auch ihr Mann, Baron Janko Musulin, gehörte Stella Musulin zu den fixen Autoren von „Wort und Wahrheit“, wo sie vor allem Rezensionen verfassten.<sup>61</sup>

Graham Greene und J.F. Powers waren weitere Autoren, die der Vorstellung der Herausgeber von christlicher Literatur so weit entsprachen, dass sie mehrmalig in der Zeitschrift abgedruckt wurden. Für die Autoren selbst hatte das sehr unterschiedliche Wertigkeiten. Der damals bereits erfolgsverwöhnte Greene schrieb in knappster Form an Mauer zurück,<sup>62</sup> Powers dagegen kümmerte sich um Details in der Übersetzung seiner Geschichten. Er

---

<sup>57</sup> Oda Schaefer: Der grüne Ton. WuW 7 (1952), H. 3, S. 182.

<sup>58</sup> W.H. Auden: Aus dem „Weihnachtsoratorium“. WuW 2 (1947), H. 12, S. 739-747. Weil es sich ja wirklich anbot, wurde auch im 8. Jahrgang für das Dezemberheft auf das Weihnachtsoratorium zurückgegriffen, diesmal wurde der Text zweisprachig abgedruckt. Zweisprachige Abdrucke kamen in Wort und Wahrheit vor, waren aber nicht durchgängige Praxis.

<sup>59</sup> W.H. Auden: Ein Lob dem Kalkstein. WuW 25 (1970), H. 6, S. 507f. Die Übersetzung stammte von Herta Staub, Lyrikerin, Journalistin und persönlich mit Auden befreundet. William Edgar Pattermann: W.H. Auden in Austria. Wien: Diplomarbeit 1998, S. 56.

<sup>60</sup> Über das Wirken von Heer in „Wort und Wahrheit“ siehe: Evelyn Adunka: Friedrich Heer (1916-1983). Eine intellektuelle Biographie. Innsbruck, Wien: Tyrolia 1995, S. 206-211.

<sup>61</sup> William Edgar Pattermann: W.H. Auden in Austria. Wien: Diplomarbeit 1998, S. 52f.

<sup>62</sup> „Dear Professor Mauer, Forgive the very long delay in answering your letter but I have been abroad. I was very much interested in your point of view. Yours sincerely, Graham Greene.“ Brief von Graham Greene an Otto Mauer. 18. April 1949. Nachlass Schulmeister. Privatbesitz Wien.

verdankte dem Erscheinen in „Wort und Wahrheit“ immerhin die Aufmerksamkeit des Otto Walter Verlags, der sich seiner Werke daraufhin annahm.<sup>63</sup>

„WER KÖNNTE AUF DIE WORTE EINES SOLCHEN MANNES VERZICHTEN?“<sup>64</sup> –  
ERNST JÜNGER

„Wort und Wahrheit“ beschränkte sich nicht auf das Abdrucken unbezweifelbar christlicher Literatur, sondern suchte sehr wohl die Auseinandersetzung mit anderer Literatur, auch wenn die eigene Position des Glaubens dabei nie aufgegeben wurde und ständig präsent blieb.<sup>65</sup> Zuweilen fällt dadurch ein ungewohntes Licht auf Texte, das manche ihrer Farben ungebührlich hell strahlen lässt, während andere ganz verloren gehen. In einigen Fällen entstand eine lang dauernde Bindung an Autoren, denen man beinah in der Haltung eines Missionars gegenübertrat, ständig auf eine Besserung und Bekehrung des – noch – ungläubigen Sünders wartend.

Ein besonders lohnenswertes ‚verlorenes Schaf‘ scheint dabei Ernst Jünger gewesen zu sein. Die Beschäftigung mit diesem Autor fängt im ersten Jahrgang an und endet mit dem letzten Heft. Von einem Dialog kann dabei allerdings kaum die Rede sein, denn nur zweimal ist Jünger im O-Ton zu vernehmen, beide Male sind es Vorabdrucke aus den „Strahlungen“, den Kriegstagebücher Jüngers aus dem Zweiten Weltkrieg, erschienen 1950.<sup>66</sup> Sie enthalten Spott über Widerstandsaktionen, klare Schilderungen der Techniken der Judenvernichtung und die Trauer über den gefallenen Sohn.

Schon im ersten Jahrgang beschäftigt sich Otto Schulmeister (unter dem Pseudonym Paul Viator) mit Jünger. Er sieht in ihm einen Vertreter des Nihilismus, der im Ersten Weltkrieg eben kein normaler Soldat gewesen sei, sondern ein „Jäger, der mit der Wollust sein Opfer

<sup>63</sup> Brief von J.F. Powers an Otto Schulmeister. 10. September 1956. Nachlass Schulmeister. Privatbesitz Wien.

<sup>64</sup> Siegfried Bein: Tat und Geist. Ernst Jünger als Dichter und Denker in einer Umsturzeit. WuW 20 (1965), H. 3, S. 220.

<sup>65</sup> Hier kann nur kurz darauf hingewiesen werden, dass in „Wort und Wahrheit“ auch das Werk von Sartre und Camus unter kritischer Beobachtung stand. Man sah sich teils, aber nicht in Allem, in strikter Opposition, stimmte aber auch vielem zu und bedauerte schließlich immer, daß es den Existenzialisten doch am Glauben fehle. Am meisten Beachtung fand dabei Albert Camus. Hier seien nur die zwei großen Aufsätze erwähnt (André Espiau de la Maëstre: Die Revolte des Albert Camus. Zum Tod des Dichters und Denkers eines atheistischen Humanismus. WuW 15 (1960), H. 4, S. 279-291. Günter Rombold: Wider Gott, den Vater des Todes. Zur Gottesfrage bei Albert Camus. WuW 25 (1972), H. 5, S. 452-460.) Zu Sartre siehe vor allem: Nikolas Benckiser: „Klebrige Ratte“. WuW 8 (1953), H. 1, S. 74-76 (Eine Attacke auf Sartre im Zusammenhang mit dem Kommunismus) sowie: Ilse Leitenberger: Welt, zu Namen gekommen. WuW 20 (1965), H. 6/7, S. 467f. (Eine überraschend positive Rezension von „Die Wörter“).

<sup>66</sup> Ernst Jünger: Strahlungen. Aus einem unveröffentlichten Kriegstagebuch. WuW III.12 (1948), S. 898-924. Ders: Strahlungen. Vorwort zu den Tagebüchern 1941/45. WuW 4 (1949), H. 8, S. 597-605.

belauert, ehe er es abschießt.“ Diesem „Raubtier“ wird aber später eine Änderung seiner Gedankenwelt attestiert, bevor in den letzten Absätzen, ohne dafür noch besonders Belege aus Jüngers Schriften zu zitieren, eine mögliche Hinwendung Jüngers zum Gott der Liebe und der Offenbarung Jesu Christi erhofft wird.<sup>67</sup>

Genauso sieht auch Friedrich Hansen-Löve<sup>68</sup> zwei Jahre später einen Wandel des Autors. Er befinde sich auf dem „Weg nach Innen“, eine gewisse Nähe zur Esoterik sei gegeben. „Doch kündigt sich bereits [...] an, daß Magie und Spiritualismus durch die Liebe und durch das Heil überhöht werden.“<sup>69</sup>

Fünfzehn Mal werden Werke von Jünger in „Wort und Wahrheit“ rezensiert. Ungetrübte Zustimmung ist dabei selten. Siegfried Melchinger sieht 1956 in Jüngers „Der Sarazenturm“ vor allem „schlechte Mystik“,<sup>70</sup> auch Gisbert Kranz warnt 1963 vor dem Schriftsteller: „Es wäre verhängnisvoll, wenn Jüngers Fluchthaltung vielen als ein Vorbild politischen Verhaltens erschiene oder wenn Politiker sich von den Träumen dieses Romantikers allzu unkritisch einnehmen ließen.“<sup>71</sup> Ohne die Kritik an ihm unerwähnt zu lassen, nimmt Sigfrid Bein anlässlich Jüngers 70. Geburtstags den Autor doch weitgehend in Schutz und kommt zur positivsten Einschätzung: „Denn ein Satz aus der Feder eines Mannes, der sich in der Zone der Vernichtung bewährte, ist etwas unvergleichlich anderes als die Tröstungen und Prophezeiungen vom Schreibtisch.“<sup>72</sup>

Hier wird eine ungewöhnlich soldatische Grundhaltung offenbar, die zwar nicht im Zentrum von „Wort und Wahrheit“ stand, sehr wohl aber Raum zugestanden bekam. Besonders deutlich wird das auch im Fall des Bildes eines anderen Schriftstellers in der Zeitschrift, für den sein Erlebnis des Soldatseins genauso zentral war, wie für Jünger, wenn auch mit umgekehrten Vorzeichen. Alfred Anderschs Bericht seiner Desertion „Die Kirschen der Freiheit“ (1952) erfuhr eine ablehnende Rezension durch Walter Warnach, wobei sich die Kritik weniger auf die literarischen Qualitäten des Buches richtete, sondern vielmehr auf das Handeln von Andersch selbst: „Eine Truppe, die unter einem Kampfauftrag steht, ist eine Todessgemeinschaft, die der einzelne – und mag er sich weder durch den Eid noch durch eine

---

<sup>67</sup> Paul Viator: Ernst Jünger und der Nihilismus. Zur Kritik eines Vexierbildes. WuW 1 (1946), H. 7, S. 295-312.

<sup>68</sup> Hansen-Löve gehörte einige Zeit zur Redaktion von „Wort und Wahrheit“, er war erster Programmdirektor des neu gegründeten österreichischen Fernsehens. Friedrich Hansen-Löve: Buchwelten. Essays zur Literatur und Zeit um die Jahrhundertmitte. Herausgegeben von Aage Hansen-Löve, Leopold Springinsfeld, Bernhard Stillfried. Wien: Edition Atelier 1999, S. 337-339.

<sup>69</sup> Friedrich Hansen-Löve: Ernst Jünger schreibt, ... WuW 3 (1948), H. 12, S. 969.

<sup>70</sup> Siegfried Melchinger: Am Sarazenturm fühlen wir... WuW 11 (1956), H. 1, S. 79.

<sup>71</sup> Gisbert Kranz: Ernst Jünger im Rückblick. WuW 18 (1963), H. 3, S. 238.

<sup>72</sup> Sigfrid Bein: Tat und Geist. Ernst Jünger als Dichter und Denker in einer Umsturzeit. WuW 20 (1965), H. 3, S. 216.

vaterländische Pflicht gebunden fühlen – nicht verläßt, ohne daß ihn die Schatten der Gefallenen bis an sein Lebensende heimsuchen.“<sup>73</sup> In anderen Rezensionen ist es eher die Ideologie Anderschs, die eine völlige Zustimmung trotz großem Interesse für seine Literatur verhindert. Dennoch stand auch sein Werk mit fünf Rezensionen unter genauer Beobachtung. In den letzten beiden Rezensionen zu Jünger offenbart sich ein erstaunlicher Abstand zwischen den nun eingenommenen Positionen: Während Schauer aus Anlass des Erscheinens der „Zwille“ bemerkenswerterweise Adalbert Stifter zum Vergleich heranzieht,<sup>74</sup> gibt Claus Pack Ernst Jünger verloren: „Grotesk, daß Jünger die Offenbarung des Menschensohnes verwirft, um die fragwürdigen „Offenbarungen“ der Drogen zu akzeptieren. Aber das gehört wohl zu den vielen „Schleifen“ und Volten, die diesen Versuch auf weite Strecken zu dem machen, was Karl Kraus als „abgründig seichten Schmus“ bezeichnete.“<sup>75</sup>

#### „WORT UND WAHRHEIT“ UND AUTOREN DES EXILS

Das Thema des Exils fand in „Wort und Wahrheit“ zwar kaum Beachtung, vereinzelt aber kamen Autoren, die aus Österreich emigriert waren, zu Wort. Der Schriftsteller Johannes Urzidil und der Literaturwissenschaftler Heinz Politzer, die beide nicht mehr dauerhaft heimkehrten, waren mit vereinzelt Beiträgen vertreten, allerdings erst in späteren Jahrgängen, als sie schon längst durch ihre Veröffentlichung in anderen Zeitschriften oder eigene Bücher in Österreich bekannt waren. Als von Friedrich Torberg 1958 einige Gedichte erschienen, lag die Rückkehr aus dem Exil auch schon sieben Jahre zurück.<sup>76</sup>

Sehr rasch dagegen erfolgte die Veröffentlichung erster Texte von Felix Braun, bereits 1946 „Die Landschaft Österreichs“, eine wie aus der Zeit gefallene Schilderung der schönen Natur und des Barock, passend für jeden Tourismusprospekt. Auch die Gedichte sind von einer ähnlichen Zeitlosigkeit geprägt, Felix Braun gerät da zum Garanten eines Fortbestehens von Werten, einer Ewiggültigkeit, die in deutlichem Kontrast zu seiner erzwungenen Emigration stehen.<sup>77</sup> Otto Mauer hatte ihm im Sommer 1946 beträchtliche Hoffnungen auf eine

---

<sup>73</sup> Walter Warnach: Die „Kirschen der Freiheit“. WuW 8 (1953), H. 3, S. 221.

<sup>74</sup> Karlheinz Schauer: Auf der Suche nach der verlorenen Kindheit. WuW 28 (1973), H. 6, S. 510.

<sup>75</sup> Claus Pack: Die Zeitleuchte. WuW 26 (1971), H. 4, S. 382.

<sup>76</sup> Friedrich Torberg: „Abraham rechdet mit Gott“, „Amalek 1946“ u. „Baut mich ein“. WuW 13 (1958), H. 7, S. 513f. u. 528.

<sup>77</sup> Felix Braun: „Der Knecht der Zelte“, „Der Angler“ u. „Die Kuhglocken“. WuW 2 (1947), H. 6, S. 340f.

Gesamtausgabe seiner Werke bei Herder gemacht, die sich allerdings nicht erfüllen sollten.<sup>78</sup> Immer wieder beklagte sich Braun bei seinem Bruder Robert über ausbleibende Nachrichten von Mauer,<sup>79</sup> schließlich erschien nur „Das Licht der Welt. Geschichte eines Versuchs, als Dichter zu leben“ 1949 im Herder-Verlag, woraus auch ein Auszug über einen Besuch bei Hugo von Hofmannsthal in „Wort und Wahrheit“ gebracht wurde.<sup>80</sup> Ob es an der schwierigen materiellen Situation oder einer gewissen Halbherzigkeit der Bemühungen Mauers die Sache Braun betreffend lag, ist heute wohl nicht mehr zu klären.

Ungewöhnlich dagegen war der Abdruck einiger Texte von Jesse Thoor, einem Autor, der sonst nur 1939 in Thomas Manns Zeitschrift „Maß und Werte“ sechs Sonette veröffentlicht hatte.<sup>81</sup> Nach seiner Rückkehr nach Österreich und seinem baldigen Tod erschienen vier Gedichte in „Wort und Wahrheit“ (zwei davon aus dem Nachlass). Dass er sich in den letzten Jahren seines Lebens „immer stärker mit religiösen Fragen und Problemen“ beschäftigte, mag das Interesse der Herausgeber geweckt haben. Der in den anderen Gedichten vorherrschende mönchische Ton fehlt allerdings dem herausstechenden Sonett „Im Winde“. Es schildert sein von den Ideologien und politischen Stürmen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägtes und damit nicht untypisches Leben bis zum Exil in England.

Am 23. Januar 1905 unter Schmerzen im Schatten einer Monarchie geboren.  
Auf Stroh mit Lumpen zugedeckt, später das Schädelchen kahlgeschoren.  
Gelernt bei den grauen Schwester Beten, Singen und Speichelschlucken,  
wenn Luft im Magen gärt und Träume wie der Frühling seinen Nacken jucken.

Wer nimmt es da dem Knaben krumm, daß er die Welt erbost beschaute?  
Ihm sproß die junge Republik gewiß nicht artig um den dünnen Bart.  
Ein Rest Tabak aus seinem Munde und drei Tropfen Blut; auf diese Art  
galt es gleich viel, als er der Freiheit Unterkunft und Barrikaden baute.

Das singt, weiß Gott, kein Vogel heute mehr von Moskau bis Corinth.  
In Samenrispen aber lebt es fort, wenn auch die Namen nicht mehr sind.  
Und wenn Verlassenheit ringsum und Trauer nur verblieben.

Und hat der dicke Unflat lüstern ihn durch ganz Europa schon getrieben:  
da wächst es immer noch, wie Nacht und Regen fällt im Wind, im Wind.-  
So dieses im Gefängnis Kensington zur Kurzweil an die Wand geschrieben.<sup>82</sup>

---

<sup>78</sup> Brief von Felix Braun an Robert Braun. 16. Juli 1946. Nachlass Robert Braun. Handschriftensammlung, Österreichische Nationalbibliothek, Wien.

<sup>79</sup> Briefe von Felix Braun an Robert Braun. 1. Oktober, 9., 16. u. 20. November, 14. Dezember 1946. Nachlass Robert Braun. Handschriftensammlung, Österreichische Nationalbibliothek, Wien.

<sup>80</sup> WuW 2 (1947), H. 6, S. 349-354.

<sup>81</sup> Als Kind österreichischer Eltern in Berlin geboren, musste Peter Karl Höfler nach bewegten Walz- und Wanderjahren, in denen er u.a. Umgang mit anarcho-kommunistischen Kreisen hatte, 1933 nach Österreich flüchten. In seinem weiteren Exilland Tschechoslowakei nahm er den Künstlernamen Jesse Thoor an. Mit Hilfe von Alfred Neumann und Franz Werfel konnte Thoor nach England weiter emigrieren. 1952 nach Österreich zurückgekehrt, verstarb er nach kurzer Zeit im Alter von 47 Jahren. Vgl. Eduard C. Heinisch über Jesse Thoor (1905-1952). Literatur und Kritik (1997), H. 311/312, S. 101-105.

<sup>82</sup> Jesse Thoor: Im Wind. WuW 8 (1953), H. 5, S. 342.

Dass hier auch auf die politischen Wirren der Zwischenkriegszeit eingegangen wird, ist ungewöhnlich für „Wort und Wahrheit“, wo sonst, wie allgemein üblich, eher ein Bogen um möglicherweise noch offene Wunden aus dieser Zeit gemacht wurde.

Jesse Thoor wurde von seinen KP-Parteifreunden nach seiner Emigration nach London misstrauisch empfangen und als Nazi denunziert.<sup>83</sup> Das „Gefängnis Kensington“ in der letzten Zeile war der Ort seiner anfänglichen Internierung gewesen zu sein.

Das Schicksal der Internierung in dem Land, in das man sich doch der Freiheit wegen geflüchtet hatte, teilte Theodor Kramer mit Thoor. Im Falle Kramers allerdings kann „Wort und Wahrheit“ keinesfalls einen ‚Entdeckerstatus‘ für sich beanspruchen, kamen doch die Veröffentlichungen von Gedichten in den Jahren 1957 und 1958 reichlich spät und illustrieren mehr das Gelingen der Bemühungen v.a. Michael Guttenbrunners, Kramer wieder nach Österreich zurückzubringen, als dass sie den Dichter selbst noch besonders gefördert hätten. Von Guttenbrunner waren übrigens bereits 1954 zwei kurze Gedichte erschienen.<sup>84</sup> Die Initiative für einen Abdruck von Kramers Lyrik ging jedenfalls von Otto Schulmeister aus; Kramer schickte den Brief von ihm an Guttenbrunner weiter, der sich in seiner Antwort an Schulmeister wenig erfreut über den Kontakt zeigte:

Ich habe Sie gestern gesucht als Chef eines Tratschblattes. Heute schreibe ich Ihnen als Nachlaßverwalter [sic] des größten lebenden österreichischen Lyrikers Theodor Kramers. Er hat mir Ihren Brief zur Erledigung geschickt, denn er ist schwer krank und zu nichts mehr imstande.<sup>85</sup> Ich möchte nein sagen; doch werden Sie um des noch Lebenden willen, der noch sehr der Hilfe bedarf, in Kurzem für „Wort und Wahrheit“ ein paar auserlesene Gedichte Kramers von mir bekommen.<sup>86</sup>

Die bekannte Abneigung gegen die Presse in bewusster Krausnachfolge musste es Guttenbrunner schwer gemacht haben, ausgerechnet dem einflussreichen „Presse“-Mitarbeiter Schulmeister Gedichte seines verehrten Brieffreundes zu überlassen. Als er drei Monate später „etwas über Kramer“ nachschickt, „mit zwei Äußerungen großer Autoritäten“,<sup>87</sup> findet das keinen Eingang mehr in die kurze Anmerkung zu den Gedichten am Heftende.

---

<sup>83</sup> Eduard C. Heinisch über Jesse Thoor (1905-1952). *Literatur und Kritik* (1997), H. 311/312, S. 103.

<sup>84</sup> Michael Guttenbrunner: „In den Abruzzen“ u. „Der Seefahrer“. *WuW* 9 (1954), H. 11, S. 820. Die Anmerkung zum Dichter am Ende desselben Heftes geriet ein wenig skurril: „Nach wechselvollen Schicksalsjahren ist er jetzt in der Nähe von Wien gelandet, wo er zur Zeit vor einem Friedhof einen Vorgarten anlegt.“ S. 884.

<sup>85</sup> Theodor Kramer befand sich aufgrund schwerer Depressionen seit Mai 1957 in der Nervenheilanstalt Holoway in Virginia Waters. Erwin Chvojka, Konstantin Kaiser: Vielleicht hab ich es leicht, weil schwer, gehabt. *Theodor Kramer 1897 – 1958. Eine Lebenschronik*. Wien: Theodor Kramer Gesellschaft 1997, S. 100.

<sup>86</sup> Brief von Michael Guttenbrunner an Otto Schulmeister. Poststempel 26. Mai 1957. Nachlass Schulmeister. Privatbesitz Wien

<sup>87</sup> Brief von Michael Guttenbrunner an Otto Schulmeister. 27. Juni 1957. Nachlass Schulmeister. Privatbesitz Wien.

Möglicherweise war die Zeit bis zur Veröffentlichung schon zu knapp. Auf jeden Fall sind vier der Gedichte Erstdrucke („Nebel“, „Essiggurken“, „Wenn vor Früh die Züge sich verschieben...“, „Die Unerwünschte“).<sup>88</sup>

Nach dem Tode Kramers am 3. April 1958 erscheinen noch einmal zwei Gedichte.<sup>89</sup> Nach Guttenbrunners brieflicher Aufkündigung der Freundschaft kurz vor dem Tod Kramers ist es unwahrscheinlich, dass sie wiederum von ihm vermittelt wurden.<sup>90</sup> Die Anmerkung am Ende des Heftes zeigt, welchen Status Kramer damals hatte: „Zu seinen Lebzeiten fast schon verschollen, war Theodor Kramer einer der bedeutendsten und gewiß der österreichischste Lyriker der letzten Jahrzehnte. Die Veröffentlichung der beiden Gedichte gilt dem Andenken eines Mannes, dessen Wiederentdeckung sich die Literatur noch schuldig ist.“<sup>91</sup>

„... NUR DEN KLEINEN FINGER“

„WORT UND WAHRHEIT“ UND DIE ERSTE ÖFFNUNG ZUR ÖSTERREICHISCHEN  
LITERATUR

In einem Brief von Hermann Schreiber an Ernst Schönwiese von 1948 beklagt er die spärlichen Veröffentlichungsmöglichkeiten für junge Literaten in Österreich. Die Zeitschriften würden eingehen oder sich nur mühsam „schleppen“, im Falle von „Wort und Wahrheit“, das sich auf die Unterstützung der katholischen Kirche verlassen konnte, würde die Zeitschrift „Österreich nur den kleinen Finger“ bieten.<sup>92</sup> Dieser Befund muss im Großen und Ganzen bestätigt werden, „Wort und Wahrheit“ sah seine Hauptaufgabe ganz offensichtlich nicht in der Förderung moderner Literatur. Dennoch waren auch jüngere Schriftsteller beteiligt; und wenn einmal Literatur von jüngeren Autoren gebracht wurde, dann stammte die in fast allen Fällen von Österreichern.

Worin lag dieses Zögern in der Aufnahme von Neuem begründet? Werner Riemerschmids Schlußzeilen des Gedichts „Flucht“ sind hier ein wichtiger Hinweis:

---

<sup>88</sup> Sie scheinen auch nicht in der Kramer-Ausgabe von Erwin Chvojka auf. Das Gedicht „Zu Haus in London“ entstammt dem von Guttenbrunner im Verlag Otto Müller 1956 herausgegebenen Auswahlband. – WuW 12 (1957), H. 7, S. 526, 534 u. 539.

<sup>89</sup> Theodor Kramer: „Der alte Zitherspieler“ u. „Der Laut“. WuW 13 (1958), H. 5, S. 350 u. 370.

<sup>90</sup> Daniela Strigl: Zwei ungleiche Gesellen – Michael Guttenbrunner und Theodor Kramer. In: Klaus Amann (Hrsg.): Michael Guttenbrunner anlässlich seines 75. Geburtstages. Klagenfurt: Ritter 1995, S. 148f.

<sup>91</sup> WuW 13 (1958), H. 5, S. 400.

<sup>92</sup> Brief von Hermann Schreiber an Ernst Schönwiese 10.4.1948. Vorlass Hermann Schreiber. Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar.

[...] Wann kommt das Gesicherte  
Endlich in Sicht, der wandlungslose Bestand?  
Tappst du nicht ständig um dich, der gesucht ist?<sup>93</sup>

Denn trotz dem Willen, sich mit Neuem auseinander zu setzen, wie er sich vor allem in den Rezensionen zeigt, galt die Sehnsucht doch letztlich dem „Gesicherten“. Man wollte sich wieder auf etwas verlassen können. Die Kriegserfahrungen allerdings machten es schwer, sich tatsächlich auf etwas verlassen zu können, sodass der Blick aufs Neue doch nicht zu umgehen war, durchaus auch in der Hoffnung, in ihm dann wiederum den „wandlungslosen Bestand“ zu finden. An anderer Stelle schrieb Riemerschmid am Ende einer Rezension: „Gern möchte man nun Gesänge der Jungen vernehmen und beobachten, ob und wie sie es versuchen, sich auf Trümmern, bei andauerndem Wetterleuchten und nachzitterndem Beben, eine neue Welt zu errichten; wie sich darin ihr Lied ausnimmt.“<sup>94</sup>

Noch im selben Jahrgang erfüllten die Herausgeber den Wunsch Riemerschmids. Wieder begann es mit Ilse Aichinger, der ersten Autorin in „Wort und Wahrheit“, die nicht bereits vor dem Krieg in Erscheinung getreten war. Ihre Rezensionen enthalten dabei Elemente der eigenen Poetik, die Ansprüche an Literatur, und hier hatte sie offensichtlich oft mehr die eigene als die jeweils behandelte im Auge, werden deutlich. So in einer Rezension zu Dorothy Sayers „Zum König geboren“:

Und wenn es auch gerade jetzt sehr nahe liegt, der Gefährdung durch den Intellekt auszuweichen, so ist doch beabsichtigte Naivität ein Widerspruch in sich. Wir haben keine Möglichkeit, in dem Spiegel, der uns vorgehalten wird, schief an uns vorbeizusehen, aber wir haben immer noch die Macht, uns zu durchschauen.<sup>95</sup>

Auch Ingeborg Bachmann rezensierte für „Wort und Wahrheit“, von ihr wurden sogar einmal drei Gedichte veröffentlicht, allerdings zu einem Zeitpunkt, als von einer „Entdeckung“ schon lange nicht mehr die Rede sein konnte. Besonders „Ich sage nicht: das war gestern“ sticht mit seinen Anklängen an das Thema der Schuld, an die Toten, Vertriebenen und Mörder heraus.

Laßt uns die  
unbeantworteten Briefe an das Gestern vergessen!  
Die Zeit tut Wunder. Kommt sie uns aber unrecht,  
mit dem Pochen der Schuld: wir sind nicht zu Hause. [...] <sup>96</sup>

Wenige Nummern nach dem ersten Auftreten Aichingers 1950 erschien mit „Junge Lyrik aus Österreich“ eine Vorstellung einiger österreichischer Dichter.<sup>97</sup> Gerhard Fritsch (1924-1969),

<sup>93</sup> Werner Riemerschmid: Flucht. WuW 2 (1948), H. 3, S. 156.

<sup>94</sup> Werner Riemerschmid: Lyrische Spektrallinien. Sieben Gedichtbücher aus Deutschland. WuW 5 (1950), H. 4, S. 297.

<sup>95</sup> Ilse Aichinger: „Hier lasst uns Hütten bauen“ WuW 5 (1950), H. 7, S. 543.

<sup>96</sup> Ingeborg Bachmann: „Ich sage nicht: das war gestern.“ WuW 8 (1953), H. 1, S. 36.

Herbert Zand (1923-1970) und Gertrud Vera Ferra (1923-1997) sind dabei die jüngsten Autoren, bei Herta F. Staub (1908-1996) mag zwar das Gedicht jüngeren Datums sein; die Lyrikerin, Journalistin und Aktivistin selbst als jung zu bezeichnen, wäre wohl eher ritterlich als korrekt gewesen. Die Aufnahme des Gedichts „Klage um Achill“ verdankt sich wahrscheinlich vor allem der Tatsache, dass Herta Staub als Kommunistin 1949 zum Katholizismus konvertierte.<sup>98</sup> (Stellte Konversion doch eines der Themen, dem sich „Wort und Wahrheit“ mit merkbarer Faszination mehrmals widmete.)

Die kurze Charakteristik des jeweiligen Autors, die unter jedes der einzelnen Gedichte gestellt wurde, war mehr Wertung des Schriftstellers als Interpretationshilfe für den Text. Unter „Das Meer“ von Hans Lebert, ein zwar in düsterem Ton gehaltenes, aber kaum besonders realitätsfernes Gedicht, stand die Notiz: „weltanschaulich: hält die Welt für irrational“.<sup>99</sup> Und dass Franz Kiessling mit seinen Gedichten „versucht, ohne die Kunst zu profanieren, die Distanz zum Volk abzubauen“, macht der Anfang von „Über dem Hochwald“ nicht wirklich glaubwürdig: „Dem Dunst der Niederung mit Not entstiegen: / o wie mein Atem sich den Himmel holt, / der nur das Haupt des alten Berges duldet.“<sup>100</sup> Beinahe kämpferisch hingegen ist bei Christine Busta der Vermerk notiert: „fixes Einkommen derzeit S 10.- Monatsrente“.

Ohne besonders gewagte oder fordernde Lyrik ausgesucht zu haben und offenkundig ohne die Ambition literarische Entdeckungen zu machen, bot die Vorstellung der acht Autoren einen Überblick über literarische Hoffnungen, deren jeweilige Position sich erst jetzt, Anfang der 1950er Jahre, mehr oder weniger zu verfestigen begann.<sup>101</sup> Ihre Publikation in „Wort und Wahrheit“ ist ein weiteres Anzeichen für die langsame Öffnung der österreichischen Literatur insgesamt, die ab etwa 1950 einsetzte. Dass im gleich darauffolgenden Heft ein immerhin neunseitiger Auszug aus der dramatischen Dichtung „Der Nibelungen Not“ von Max Mell erschien, wirkt dann allerdings fast wie die Korrektur eines zuvor wie irrtümlich eingeschlagenen Weges.

---

<sup>97</sup> Im Vergleich zu Zeitschriften wie „Plan“ oder „Wort und Tat“ auch hier mit mehrjähriger Verspätung.

<sup>98</sup> Zumindest ließen sich die Herausgeber eine Andeutung in dieser Richtung nicht entgehen. Siehe auch: Lisa Fischer: „Jenseits vom lärmenden Krieg“. Die Lyrikerin, Journalistin und Aktivistin Herta Staub. Wien: Böhlau 1997, S. 109f.

<sup>99</sup> Hans Lebert: Das Meer. WuW 5 (1950), H. 11, S. 831.

<sup>100</sup> Franz Kiessling: Über dem Hochwald. WuW 5 (1950), H. 11, S. 832.

<sup>101</sup> Als tragischer Kommentar zur Vorstellung junger Literatur muss der Abdruck des Gedichts „Etrurien“ von R.R. Höllersberger im selben Heft gesehen werden. Er starb im Alter von 21 Jahren in jugoslawischer Kriegsgefangenschaft. Obwohl Hölderlin nicht weit entfernt ist, verrät sein Gedicht beträchtliches Talent und steht so für die vielen, denen nicht mehr die Zeit gegeben war, überhaupt zur „Jungen Literatur“ gezählt werden zu können. (1953 erschien ein schmales Bändchen mit nachgelassenen Gedichten von Höllersberger, herausgegeben vom Kulturrat Linz.)

Mit Ausnahme von Christine Busta, die übrigens schon in früheren Heften desselben Jahrgangs vertreten war, kam es allerdings nur im Fall von Gerhard Fritsch zu einer weiteren Zusammenarbeit. Er wurde regelmäßiger Rezensent bis 1961, noch zweimal erschienen Gedichte von ihm.<sup>102</sup> In seinen Kritiken meint man ein eigenartiges Schwanken zwischen echtem Urteil und Zugeständnis an die Blattlinie ausmachen zu können. Ilse Aichinger wirft er „modische Metaphysik“ vor und stellt sich damit gegen das vorherrschende Kritikerurteil.<sup>103</sup> Hans Leberts „Die Wolfshaut“ bezeichnet er als „einen der bedeutendsten Romane junger Autoren seit 1945“, auch „wenn man das Buch in den Schaufenstern der meisten Buchhandlungen vermißt“. Dem allgemeinen Lob für Alfred Andersch ist das Schielen auf die politische Linie von „Wort und Wahrheit“ anzumerken, wenn er meint, in „Geister und Leute“ (1958) kämpfe er „mit seinem eigenen Leftismus“.<sup>104</sup> Für Gerhard Fritsch dürfte die Arbeit für die Zeitschrift durchaus auch den Nimbus der Exotik gehabt haben. In seinen Tagebüchern gibt er sich Rechenschaft über eine gewisse Anziehungskraft des neuen Milieus: „Schulmeister hat mir gestern wieder ziemlich imponiert – und nicht nur, weil ich für gut S 500.- Besprechungsbücher mitgenommen habe.“<sup>105</sup> Noch deutlicher wird es 1957:

Ich bin auf dem Weg zum Katholizismus, ohne ihn – wahrscheinlich – je ganz zu erreichen. Nicht nur wegen der äußeren Umstände (Scheidung). Ich habe geistig die Linke verlassen – wenn man von dem, allerdings grundlegenden, Konzept nach Silone absieht. Das alles aber nicht wegen der Mitarbeit in „Wort und Wahrheit“ und der „Presse“ – das ist nur der äußere Ausdruck dafür.<sup>106</sup>

Während in den Jahrgängen 6 bis 8 eine gewisse verhaltene Hinwendung zur neueren Literatur auch fernab eines engen christlichen Schemas festzustellen ist, markiert die Frage „Was heißt heute noch – junge Literatur?“ von Herbert Eisenreich das vorläufige Ende dieser Entwicklung: Literatur nimmt allgemein weniger Platz ein, neue Namen sind nur noch

---

<sup>102</sup> Gerhard Fritsch: August in der Stadt. WuW 6 (1951), H. 8, S. 592. Ders.: „Ausgefahren aus der Traumstube“, „Wilde Asten“ und „Galizische Dämmerung“ WuW 12 (1957), H. 2, S. 90 u. 114.

<sup>103</sup> „Im Zentrum des Labyrinths lauert nicht der Minotaurus, auch selten der so gerne in vielen Gestalten beschworene Tod, sondern die Leere. Und sie ist es, die hier höchst kunstfertig beschworen und gefeiert wird. Vieles schöne poetische Bilder, aber dienen sie nicht vor allem nur der modischen Metaphysik der Nachtstudios?“ Gerhard Fritsch: Geehrt und nahezu unbestritten. (Rezension zu Ilse Aichinger: Zu keiner Stunde) WuW 14 (1959), H. 3, S. 225.

<sup>104</sup> Gerhard Fritsch: Ein Brevier verschiedener Erzählweisen. (Rezension zu Alfred Andersch: Geister und Leute) WuW 14 (1959), H. 6/7, S. 476f.

<sup>105</sup> Tagebuch Gerhard Fritsch 3. Oktober 1956. Nachlass Gerhard Fritsch. Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung. Wien.

<sup>106</sup> Tagebuch Gerhard Fritsch 13. Januar 1957. Nachlass Gerhard Fritsch. Wienbibliothek im Rathaus, Handschriftensammlung. Wien. Publiziert in: Stefan Alker, Andreas Brandtner (Hg.): Gerhard Fritsch. Schriftsteller in Österreich. Wien: Sonderzahl 2005, S. 244.

vereinzelt anzutreffen. Neben einem sehr späten Auftritt von Albert Paris Gütersloh,<sup>107</sup> ist hier bis 1968 nur noch Wieland Schmid zu nennen.<sup>108</sup>

Der lange offene Brief von Eisenreich an Gütersloh erschien 1958 im ersten Heft des Jahrganges.<sup>109</sup> Eisenreich hatte in seiner bekannten Polemik in den „Neuen Wegen“ 1950 die Avantgarde, die er mit dem Surrealismus gleichsetzte, für sich ad acta gelegt,<sup>110</sup> in „Wort und Wahrheit“ ging es ihm nun um sein Verhältnis zu dem, was er wirklich schätzte. Er sieht sich dabei in einer gewissen Hilflosigkeit gefangen. Dem herzlichen Dank für die Zusendung von Güterslohs neuem Werk „Eine sagenhafte Figur“ folgt das Einbekenntnis, „den Anforderungen Ihres Buches nicht gewachsen“ zu sein. Es fehle ihm an „einer Bildung, über deren lateinischen Grund die Philosophie und die Theologie sich wölben, ein Doppelgebäude mit kommunizierenden Gängen und Kanälen“. Diese „Bildung“, über die Gütersloh und Teile seiner Generation noch verfügen würden, wird von ihm aber weniger analysiert als idealisiert, denn sie hätte „die Dinge – und zwar nicht nur die wirklich vorhandenen, sondern auch die wirklich möglichen Dinge! – in nuce erkannt“. Ihm und seiner Generation fehle sie jedoch. „Allein darauf, daß wir unsere Studienjahre in Rußland, im Luftschutzkeller, im Lazarett, im Lager oder auf der Flucht haben hinbringen müssen, darf unsere Mangelhaftigkeit nicht zurückgeführt werden; auch Musil stand an der Front, auch Doderer war in Sibirien festgehalten, auch Broch wurde aus seiner Heimat verjagt.“ In seinem Furor der Selbstbezeichnung übersieht Eisenreich hier, dass bei seinen geehrten Vorbildern die „Studienjahre“ eben vor dem Krieg lagen, nur im Falle Doderers bedeutete er tatsächlich eine Unterbrechung. Nach dem Zweiten Weltkrieg war der „Totalitarismus“ für Eisenreich, im Gegensatz zum – zumindest geistigen – Liberalismus, den die Generation Güterslohs noch erlebt habe, noch nicht vorbei: Er meint damit aber nicht die verschiedenen autoritären Staaten seiner Gegenwart, was vielleicht naheliegender gewesen wäre, sondern „das tägliche Ungemach“, also die Bürokratie, die die Zeit verschlinge, in der sich um 1900 ein Studium „etwa der Kunstgeschichte oder des Sanskrit“ ausgegangen wäre. Nun aber befinde sich der Schriftsteller in der Lage, selbst dann, wenn er sich selber jene Bildung verschaffen könnte, kein Publikum mehr zu haben. „Er wird also darauf verzichten müssen, irgend jemandem

---

<sup>107</sup> Albert Paris v. Gütersloh: Aus dem Testament des Barons Enguerrand oder Der Brand des Opernhauses. WuW 18 (1962), H. 2, S. 130-136. Es handelt sich um einen Vorabdruck aus dem ersten Kapitel des Romans „Sonne und Mond“.

<sup>108</sup> Wieland Schmid: Aus der Chronik eines alten Seefahrers. WuW 14 (1959), H. 5, S. 342-344.

<sup>109</sup> Herbert Eisenreich: Was heißt heute noch – Junge Literatur? Offener Brief an A.P. Gütersloh. WuW 13 (1958), H. 1, S. 41-44.

<sup>110</sup> Herbert Eisenreich: Surrealismus und so. Neue Wege (1950), H. 54, S. 502-504.

irgend etwas sagen zu wollen; er wird sich damit begnügen, zu sagen. Er wird Mund sein, ohne eines Ohres zu bedürfen.<sup>111</sup>

Der Brief war in der Zeitschrift keineswegs an prominenter Stelle platziert und in deutlich reduzierter Schriftgröße abgedruckt, dennoch folgte auf diesen Ausbruch des Zweifels an der Fähigkeit von Literatur, überhaupt noch Leser zu finden, tatsächlich ein zunehmender Verzicht auf die Veröffentlichung literarischer Texte. „Wort und Wahrheit“ wird damit auch ein Dokument der Skepsis gegenüber der Literatur, die sie zwar auch mit anderen Literatur- und Kulturzeitschriften teilen mochte, in diesem Fall aber auch mit einem mehrjährigen, fast durchgängigen Schweigen in literarischen Angelegenheiten beantwortete.

## DER 2. AUFRUCH – WENDEPUNKT 1968

Nachdem auch aufgrund der Konzentration auf das II. Vatikanische Konzil Literatur fast völlig aus den Heften verschwunden war, kehrte sie erst 1968 wieder zurück. Im Vorjahr waren dem allerdings hitzige Diskussionen über die Fortführung der Zeitschrift vorausgegangen, die sich auch in den Protokollen der Redaktionssitzungen niederschlugen.<sup>112</sup> Der Verleger Theophil Herder-Dornreich sah sich durch die unbewegliche Haltung des Herausgeberkleeblattes schließlich zu drastischen Schritten gezwungen:

So fällt es mir sehr schwer, und ich fühle mich persönlich sehr betroffen, wenn ich Ihnen nun hiermit in Wahrnehmung der rechtlichen Vereinbarungen eine fürsorgliche Kündigung im Sinne unseres Vertrages aussprechen muß zum 1. Oktober auf Ende dieses Jahres für den Fall, daß Sie auf Ihrer hier in Freiburg mündlich ausgesprochenen Ablehnung meines Vorschlages nach wie vor beharren zu müssen glauben, was ich sehr bedauern würde.<sup>113</sup>

Flankiert wurde dieser Brief von einem Schreiben Karl Heinz Schmidhüs (aus dem Krankenhaus), in dem er zwischen Loyalität zum Verlag und Verbundenheit zu seinen Mitherausgebern schwankt:

Lehnt Ihr die Bedingung des zweimonatlichen Erscheinens ab, so habt ihr W&W aufgegeben, obwohl sich alle Welt darüber einig ist, daß das verlangte Opfer von 4 Heften im Jahre nicht so schwer gewesen wäre, die Existenz der Zeitschrift dafür aufs Spiel zu setzen. Stimmt Ihr dem zweimonatigen Erscheinen zu –

---

<sup>111</sup> Alle Zitate des Absatzes: Herbert Eisenreich: Was heißt heute noch – Junge Literatur? Offener Brief an A.P. Gütersloh. WuW 12 (1958), H. 1, S. 41-44.

<sup>112</sup> Schon im Protokoll der Redaktionssitzung von 21. und 22. Januar 1967 weigern sich die Herausgeber Änderungen in der Erscheinungsweise, wie dem zweimonatlichen Erscheinen und der Beschränkung auf ein Jahresverzeichnis, zuzustimmen. Nachlass Otto Mauer. Diözesanarchiv Wien.

<sup>113</sup> Zusätzlich hatte sich Herder-Dornreich für seine Einsparungsvorhaben auch Rückendeckung von Kardinal Franz König geholt. - Brief von Teophil Herder-Dornreich an Otto Mauer und Otto Schulmeister. 21. September 1967. Nachlass Schulmeister. Privatbesitz Wien.

ich könnte mir vorstellen, daß Ihr es um der Erhaltung von W&W tun würdet – so beginnt die ganze alte und uns allen wohl bekannte Litanei von Forderungen aufs Neue, bis wir, weich geworden, klein begeben.<sup>114</sup>

Im November stimmten die Herausgeber der Reduzierung von Umfang und Heftanzahl pro Jahr schließlich doch zu. Mauer, Böhm und Schulmeister verzichteten auf ihre Bezüge; eine Sekretärin wurde vom Herder-Verlag Wien bezahlt, die andere auf die Stiftung „Pro Oriente“ von Kardinal Franz König übernommen.

Da Herr Dr. Schulmeister sich unter diesen Bedingungen nicht in der Lage sieht, die Chefredaktion weiterzuführen, so hat sich Monsignore Mauer bereiterklärt, als Chefredakteur tätig zu werden, wobei er mit der aktiven und ausreichenden Hilfe der anderen Herausgeber, vor allen Dingen des bisherigen Chefredakteurs, rechnet.<sup>115</sup>

Dass nun von Neuem vermehrt Literatur ins Heft aufgenommen wurde, lag wohl vor allem an der jetzt wieder zentraleren Position Mauers. Schon zuvor dürften die meisten Autoren von Mauer vorgeschlagen worden sein. 1959 verzeichnet das Redaktionsprotokoll gleich als ersten Punkt: „M. macht auf Gedichte von Sapper aufmerksam, die im Manuskript bei ihm liegen; schlägt ferner vor, die lyrische Produktion von Gerhard Rühm, Ossi Wiener, Friedrich Achleitner auf Eignung für den Abdruck zu prüfen.“<sup>116</sup> Allerdings erschienen in „Wort und Wahrheit“ nur Texte von Sapper und Achleitner, die beiden anderen wurden offenbar abgelehnt. Die Zeitschrift hatte es sich zwar ohnehin nicht zur Aufgabe gemacht, der Avantgarde eine Heimstätte zu bieten, der Aufnahme von modernerer Literatur stand aber darüber hinaus die Selbstverpflichtung zur Einstimmigkeit unter den Herausgebern entgegen, wie es Herder-Dornreich 1954 beschrieb:

Diese Meinungsbildung innerhalb der Redaktionskonferenz soll im Sinne einer Gemeinschaftsarbeit (eines teamwork) zustande kommen. Wie ja Herr Dr. Schulmeister ausdrücklich betont hat, ist dabei nicht etwa an Abstimmung gedacht; Vorschläge und Beiträge bezw. Formulierungen für die nicht alle gemeinsam die Verantwortung zu übernehmen bereit sind, gelten vielmehr als abgelehnt.<sup>117</sup>

Otto Schulmeister charakterisierte seine Mitarbeiter dabei so unterschiedlich, dass man sich beinahe wundern muss, dass „Wort und Wahrheit“ überhaupt erscheinen konnte:

War Böhm mehr der ideologisch-kritische Begleiter der Adenauer- und Nach-Adenauer-Ära, so Schmidhüs der mehr humanistisch-liberale Geist, als Christ einem Newman und Hügel zugewandt. Mit Mauer als theologischem Temperament gab es bei unseren Konferenzen ein nur durch Erholungspausen

---

<sup>114</sup> Brief von Karl Heinz Schmidhüs an Otto Schulmeister. 26. September 1967. Nachlass Otto Schulmeister. Privatbesitz Wien.

<sup>115</sup> Brief Teophil Herder-Dornreich an Otto Mauer und Otto Schulmeister. 27. November 1967. Nachlass Otto Schulmeister, Privatbesitz.

<sup>116</sup> Protokoll 2.- 4. Januar 1959. Nachlass Otto Mauer. Diözesanarchiv Wien.

<sup>117</sup> Brief von Teophil Herder-Dornreich an die Herausgeber von „Wort und Wahrheit“. 24. Februar 1954. Nachlass Schulmeister. Privatbesitz Wien.

unterbrochenes, keineswegs Schärpen und Zusammenstöße entbehrendes Ringen, in dem wir uns in zentralen Fragen zu einer Linie durchkämpften.<sup>118</sup>

Wenn im Folgenden über das Auftreten jüngerer Autoren in „Wort und Wahrheit“ ab 1968 berichtet wird, dann ist dabei weiter zu bedenken, dass die Zeitschrift doch immer noch vor allem durch die gleichen alten Namen bestimmt wurde. Im Rezensionsteil waren etwa Karl August Horst, Janko und Stella Musulin, Ilse Leitenberger, Oswald von Nostitz, Claus Pack, Curt Hohoff oder Hansjörg Graf teilweise schon seit Jahrzehnten an der Zeitschrift beteiligt. Dass jetzt Ernst Jandl und Andreas Okopenko Rezensionen schrieben, darf als Bemühung gewertet werden, sich Jüngeren gegenüber zu öffnen. Beide Autoren konnten zuerst Gedichte veröffentlichen,<sup>119</sup> bevor sie in ihren Rezensionen fallweise ungewöhnliche Töne anschlugen: So bestand eine Rezension zu Chris Bezzel von Ernst Jandl eigentlich nur aus 2 Gedichten des Rezensierten und 4 eigenen, konzentrierten Sätzen.<sup>120</sup>

Okopenko beendete seine Rezension zu Bayers „Der sechste Sinn“ in bisher ungehörtem Telegrammstil: „Zwischen Merkmale-Vorspann und Lektüre noch rasch die Ansage: PERSONEN: Wiener-Gruppen-Ragout mit Beilagen; STORY: das Vegetieren; MORAL: Selbstmord; aber auch: Hirnbenutzung, vulgo: reflektiertes Sein.“<sup>121</sup> An Elfriede Jelineks ersten Roman legte er unverhohlenen marxistische Maßstäbe an, womit er sich in eklatantem Widerspruch zu der sonst von der Zeitschrift verfolgten antikommunistischen Linie befand.<sup>122</sup>

Dass die Autoren dabei nicht immer ganz verstanden wurden, kann kaum verwundern. Ernst Jandl beschwerte sich dann auch über Änderungen, die an einer seiner Rezensionen vorgenommen wurden, und rechtfertigt sein Verfahren: „Gelegentlich vorkommende Wendungen, die den Lesefluß zum Stocken bringen, so daß der Leser noch einmal ansetzen muß, sind von mir beabsichtigt, als Mittel zur Konzentration“.<sup>123</sup> „Wort und Wahrheit“ war für diese Autoren eben keine Heim-, sondern höchstens eine Gaststätte mit begrenzter Aufenthaltsdauer.

---

<sup>118</sup> Otto Schulmeister: Otto Mauer – Wort, Wahrheit und Charisma. In: Otto Mauer 1907-1973. Symposium veranstaltet von der Hochschule für angewandte Kunst in Wien am 12. und 13. März 1993. Redaktion Ute Krammer. Wien: Hochschule für angewandte Kunst o.J., S. 39f.

<sup>119</sup> Andreas Okopenko: „Klassisch“, „Vor dem Transistor“ u. „Initiative“. WuW 23 (1968), H. 1, S. 47-49. Ernst Jandl: Lateinisches Gedicht. WuW 23 (1968), H. 4, S. 306f.

<sup>120</sup> Ernst Jandl: Vertikale Gedichte. Rezension zu Chris Bezzel: „Grundrisse“ WuW 24 (1969), H. 1, S. 94f.

<sup>121</sup> Andreas Okopenko: Logbuch ruhmvollen Schiffbruchs. Rezension zu Konrad Bayer. „Der sechste Sinn“. WuW 24 (1969), H. 4, S. 375.

<sup>122</sup> „[...] stellt sich die Revolutionärin, revolutionär gesehen, mit dem Verkauf ihrer lobenswerten Ware an den Unternehmer Rowohlts nicht in jenen Teufelskreis repressiv Tolerierter, den sie eben noch mit ihrem radikalmarxistischen Laserstrahl überstrich? Ging da nicht ein schönstimmiger Lockvogel auf die Leimrute, Baby?“ Andreas Okopenko: Hybris ästhetischer Revolutionäre? Rezension zu Elfriede Jelinek. „wir sind lockvögel baby!“. WuW 25 (1970), H. 3, S. 283f.

<sup>123</sup> Brief von Ernst Jandl an „Wort und Wahrheit“. 7. Oktober 1968. Nachlass Ernst Jandl. Österreichisches Literaturarchiv, Wien.

Auch Peter Henisch, der letzte regelmäßige Beiträger unter den Jüngeren, veröffentlichte nur vereinzelt über drei Jahre bis zum Ende der Zeitschrift. Sein kurzer Text mit dem langen Titel „wie ein russe in der neilreichgasse einen ganzen luftschutzkeller in die luft sprengen hat wollen, es aber schließlich doch nicht getan hat“ kehrt noch einmal zu jenen Zeiten zurück, die die Gründung der Zeitschrift bestimmten und fällt ein historisches Urteil, das 1970 noch durchaus nicht allgemeine Zustimmung gefunden haben mag: „man kennt die litanei vom armen, überfallenen land, in dem plötzlich niemand mehr für das, was geschehen war, verantwortlich sein hat wollen“.<sup>124</sup>

Jandl, Okopenko und Henisch dürfen auch insofern als echte Mitarbeitern gelten, als sie mehr als nur einmal veröffentlichen konnten.<sup>125</sup> Sonst traf das nur noch auf Friederike Mayröcker zu. Allen anderen Autoren, darunter Ernst Kein,<sup>126</sup> Hermann Schürer,<sup>127</sup> Hermann Jandl,<sup>128</sup> Jutta (heute Julian) Schutting, Liesl Ujvary, Peter Rosei oder Herbert Zand,<sup>129</sup> war nur ein einmaliger Auftritt vergönnt. (Heidi Patakis zweite Veröffentlichung ist kein literarischer Text, sondern eine Abhandlung über Inschriften auf Bogumilengräbern.)<sup>130</sup>

Besonders überraschend wirkt aus heutiger Sicht die Aufnahme früher Texte von Elfriede Jelinek, die damals gerade durch ihren zweifachen Preisgewinn der 20. Österreichischen Jugendkulturwoche 1969 bekannt zu werden begann.<sup>131</sup> In der Anmerkung zu ihrer Person sind auch die Zeitschriften angeführt, in denen sie bis jetzt veröffentlichte („Protokolle“, „Literatur und Kritik“). Mauer war regelmäßiger Leser dieser Zeitschriften und wählte darin aus, was ihn beeindruckte.<sup>132</sup> Jutta Schutting lud er zu sich ins Büro ein und unterhielt sich lange mit ihr. Er „war vom Stilistischen sehr angetan, dergleichen kenne er nicht“.<sup>133</sup> Der Veröffentlichung folgte die Einladung zu einer Lesung anlässlich einer Ausstellung und zur Sommerakademie nach Zwettl, bei der Mauer eine Diskussion zu den in „Wort und Wahrheit“

---

<sup>124</sup> Peter Henisch: wie ein russe in der neilreichgasse .... WuW 27 (1972), H. 4, S. 345f.

<sup>125</sup> Jandl etwa gelang es auch, eine Vorstellung der Dichter Pete Brown und Charles Cameron in „Wort und Wahrheit“ zu erreichen. Ernst Jandl an „Wort und Wahrheit“. 11. Dezember 1969. Nachlass Ernst Jandl. Österreichisches Literaturarchiv, Wien.

<sup>126</sup> Ernst Kein: Vier private Gedichte. WuW 23 (1968), H. 4, S. 324f.

<sup>127</sup> Hermann Schürer: „Die Harlem Globberotter“, „Portraits“, „Scheintod“ u. „Physik“. WuW 26 (1971), H. 1, S. 36-38

<sup>128</sup> Hermann Jandl: „Tabu“, „Duda“, „wenn du ein handtuch hast...“ u. „Kernwissen“. WuW 26 (1971), H. 1, S. 45.

<sup>129</sup> Von ihm stammt die Nachdichtung dreier Gedichte von Jean Arp. WuW 23 (1968), H. 3, S. 217f.

<sup>130</sup> Heidi Pataki: Der steinerne Schläfer. WuW 25 (1970), H. 3, S. 231-239.

<sup>131</sup> Elfriede Jelinek: „Spiel 2“ u. „Dansons la Gigue! (Verlaine)“. WuW 24 (1969), H. 3, S. 236f.

<sup>132</sup> Ernst Kein erhielt folgende briefliche Anfrage. „Auf Grund Ihrer Publikation in „Literatur und Kritik“ möchten wir bei Ihnen anfragen, ob Sie uns einige noch unveröffentlichte Texte – es sollte eine kleinere Auswahl sein – zusenden können.“ Brief von „Wort und Wahrheit“ an Ernst Kein. 5. Juni 1968. Nachlass Ernst Kein. Österreichisches Literaturarchiv.

<sup>133</sup> Brief von Julian Schutting an den Verfasser.

abgedruckten Texten „Pabst I“ und „Pabst II“ entfesselte.<sup>134</sup> Gerade im Falle Schuttings, ebenso bei Liesl Ujvary<sup>135</sup>, lässt sich tatsächlich von der Förderung junger, noch unbekannter Autorinnen sprechen. Allerdings fielen ihre Veröffentlichungen in den letzten Jahrgang der Zeitschrift. Schmidthüs war bereits verstorben, Schulmeister und Böhm waren in ihren Zeitungen beschäftigt. Das Konsensprinzip war also wohl nicht mehr sehr wirksam. Es wäre spannend gewesen, zu sehen, wie Mauer die Zeitschrift unter diesen der Literatur günstigeren Umständen weitergeführt hätte.

Das letzte Heft von „Wort und Wahrheit“, in dem ein Text des ebenfalls noch am Anfang stehenden Peter Rosei<sup>136</sup> erschien, wurde von Otto Mauer im Krankenbett disponiert.<sup>137</sup> Otto Schulmeister blieb dann die traurige Pflicht, sich nach dem Tode Mauers im Oktober in der Dezemberrnummer von den Lesern zu verabschieden, nachdem er sich entschlossen hatte, die Zeitschrift nicht mehr fortzuführen. Die Rechte an der Zeitschrift kehrten zum Verlag Herder zurück, wo eine Fortsetzung zwar angedacht, aber nicht umgesetzt wurde.<sup>138</sup>

## NACHRUFE

Das Ende von „Wort und Wahrheit“ wurde durchaus mit einem gewissen Bedauern aufgenommen, wenn auch in den Nachrufen immer wieder durchzuhören ist, dass die besten Zeiten der Zeitschrift eben schon lange zurückliegen würden. Zu Beginn war sie für Anton Madler „ein Wunder an Lebendigkeit, Offenheit und Spürsinn“ gewesen, deren Leitspruch war, „daß das Wunder zu jeder Tür hereinkommen kann“. Dem zunehmenden „Erstarrungsprozeß“ stellt er hier eine ursprüngliche Offenheit gegenüber, die in diesem Umfang wohl mehr einer idealisierten Erinnerung entsprang als einer wiederholten Lektüre der ersten Jahrgänge, denn auch da muss ein „Nachhinken“ gerade für den literarischen Teil der Zeitschrift durchaus festgestellt werden. Geschadet hätten der Zeitschrift schließlich ihr „linker Konformismus und eine gewisse zum Selbstzweck gewordene theologische Esoterik“.<sup>139</sup>

---

<sup>134</sup> Jutta Schutting: „Pabst I.“ u. „Pabst II.“ WuW 28 (1973), H. 1, S. 34f.

<sup>135</sup> Liesl Ujvary: Weicheit und Härte. Überbauprobleme in Russland. WuW 28 (1973), H. 1, S. 78-80.

<sup>136</sup> Peter Rosei: Vom Geist der Gesetze. WuW 28 (1973), H. 6, S. 468-470.

<sup>137</sup> Otto Schulmeister: Otto Mauer zum Gedächtnis. WuW 28 (1973), H. 6, S. 433.

<sup>138</sup> Brief von Teophil Herder-Dornreich an Otto Schulmeister. 14. Dezember. Nachlass Otto Schulmeister. Privatbesitz, Wien.

<sup>139</sup> Anton Madler: Dem Zeitgeist nachgehinkt. In: Die Welt vom 29. Januar 1974, S. 16.

Curt Hohoff, der selbst für die Zeitschrift gearbeitet hatte, beurteilte deren Verdienste naturgemäß etwas milder, doch auch er meinte: „Sie war zu schwierig, zu esoterisch, und manchmal schlingerte sie.“ Für die katholische Intelligenz, für eine Elite geschrieben, war die „Personenfrage [...] am Ende entscheidend, auch ein Anzeichen für den Zustand des intellektuellen Katholizismus in den deutschsprachigen Ländern.“<sup>140</sup>

Die Leerstelle, die die Zeitschrift hinterließ, ist bis heute nicht gefüllt worden. Von einer derart intensiven Auseinandersetzung mit Fragen der Kunst und der Literatur, wie sie – trotz allen Verspätungen, Pausen und einem gewissen Zwang zum Konsens – dennoch in „Wort und Wahrheit“ stattgefunden hat, ist derzeit kaum etwas zu sehen.

▲ [Zum Anfang des Dokuments](#)

▶▶ [Zum Grundeintrag der Zeitschrift](#)

▶▶ [Zur Startseite](#)

---

<sup>140</sup> Curt Hohoff: Resignation ohne Alternative. Das Ende von „Wort und Wahrheit“. In: Rheinischer Merkur vom 11. Januar 1974. S. 27.